

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 21.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. November 1897. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.
(Schluß.)

Theo's Stimme klang hart und bitter. Dora hatte beide Hände vor ihr Gesicht geschlagen, als wolle sie nichts mehr sehen und hören. — Nein, so konnte er nicht von ihr gehen!

Er näherte sich ihr.

„Dora!“ kam es bittend über seine Lippen. Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Dora!“

Da war es ihm plötzlich, als sähe er hinter ihrer zarten Gestalt Schloss Hellowa aufsteigen. Er und die Erbin von Hellowa! Nein, und tausend Mal nein! Seine ausgestreckte Hand sank herab.

„Zürnen Sie mir nicht, Dora; ich kann nicht anders handeln, ich kann meine Ueberzeugungen nicht opfern. Ich kann nicht! Sehen Sie mich noch einmal freundlich an; nur noch einmal, und dann lassen Sie uns scheiden!“

Ihre Hände sanken herab, sie wandte ihm ihr thränenüberströmtes Gesicht zu. Seines Gefühls nicht mehr mächtig, eilte er hinaus.

Magda hatte das schnelle Deffnen und Schließen der Thür gehört.

Sie trat in den Salon.

„Dora!“ rief sie grenzenlos erstaunt, „Du bist allein? Er ist fort?“

„Er wird das Haus seines Vaters nie betreten, Magda, er ist fort — für immer!“

Magda sprang auf, als habe ein elektrischer Schlag sie berührt.

„Wer, — wer?“

„Der Herr, der vor vierzehn Tagen hier war.“ „Unmöglich, wir nehmen ihn nicht an; sagen Sie, daß niemand zu Hause sei!“

Da stand Herwart schon in der Thür.

„Ich bin entzückt, Euch zu Hause zu finden,“ rief er, schnell auf Magda zugehend und ihre Hand küssend, „und wie traulich Ihr hier zu zweien sitzt; wirklich ein reizendes Bild!“

Magda warf einen schnellen, fragenden Blick zu Dora hinüber, — aber war das noch die sanfte, freundliche Dora? Sie schien plötzlich um Jahre gealtert, und ein eigenthümliches Feuer brannte in ihren Augen, während sie so hoch und schlank aufgerichtet da stand, daß sie auch größer erschien als sonst. Sie hatte schwer gelitten während dieses Tages. Die ganze Scala qualendster Zweifel über das, was sie thun sollte, hatte sie durchgemacht; — jetzt, in diesem Momente, wo Herwart lächelnd und sicher ihr gegenübertrat, war alles klar in ihr.

Herwart hatte einen seiner heimlich leidenschaftlichen Blicke auf sie gerichtet, einen jener Blicke, der sie sonst verwirrte, und der sie heute empörte. Sie trat dicht an Magda heran, und ihre Hand auf deren Arm legend sagte sie: „Ich habe kein Geheimniß vor Magda, sie weiß alles!“

„Wirklich? Ich hoffe, ich darf mir das günstig auslegen!“ rief er, sein Erstaunen meisterhaft überwindend; und sich schnell gefaßt an Magda wendend, setzte er hinzu:

„Und ich hoffe, ich habe Dich nicht als Feindin in einer Sache zu betrachten, von der allerdings mein Lebensglück allein abhängt.“

„Magda ist niemandes Feindin,“ sagte Dora schnell, „was aber Dein Lebensglück betrifft, Herwart, so weiß ich jetzt, daß es doch nicht dort liegt, wo Du es suchst.“



Hans Sachs. Nach dem in der Nürnberger Stadt-Bibliothek befindlichen Gemälde seines Zeitgenossen Hans Hofmann.

Sie barg ihren Kopf an Magda's Brust und schluchzte leidenschaftlich.

XXIII.

Die vierzehntägige Pause, die Herwart bei seinem letzten Besuch in Berlin für zweckentsprechend gehalten hatte, war inzwischen vergangen, und so kam es, daß er, während Dora's Brief unterwegs nach dem Posen'schen Gute war, schon auf dem Bahnhof Friedrichstraße wieder eintraf.

Einige Stunden waren seit Theo's Abschied vergangen. Herr von Rathen war ausgegangen, und Dora saß Magda mit traurigen Augen, aber ruhig und gefaßt, gegenüber.

„Ja, Magda, telegraphire Herwart, daß er nicht kommen soll, — es ist am besten so!“ sagte sie.

„Gott sei Dank! Dein Opfer nützte auch keinem etwas, Theo hat es Dir ja selbst gesagt.“

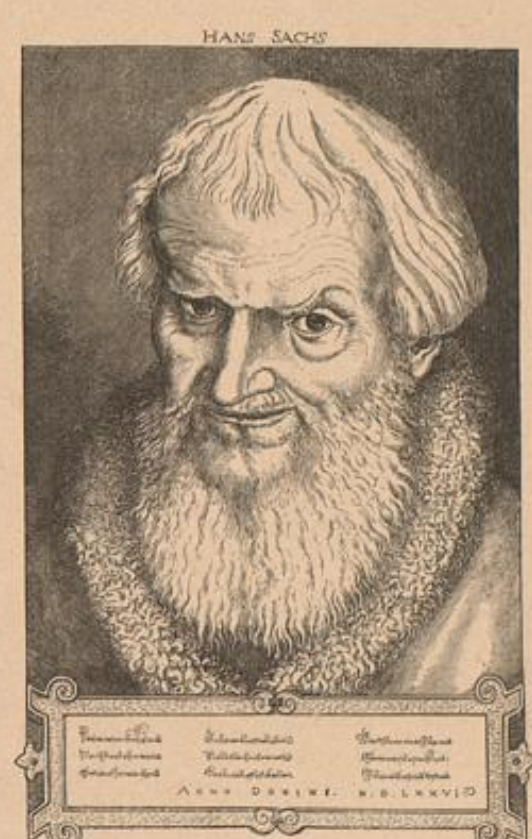
Dora schüttelte den Kopf.

„Nein, das ist es nicht; ich konnte nur nicht gleich alles so klar denken! Aber jetzt weiß ich es ganz bestimmt: ich hätte ja Herwarts Frau werden können, auch wenn Theo nach Afrika geht; denn froh kann ich nie mehr werden, — ich fühle das, — und dann hätte ich doch wenigstens geglaubt, einen Menschen glücklich zu machen. Aber es ist etwas zwischen Herwart und mir, etwas, das ich zuerst gar nicht verstanden habe, und nun ich es verstehe, nun weiß ich auch —.“ Sie hielt zögernd inne.

„Herr von Ludna läßt sich anmelden!“ klang in diesem Augenblicke die Stimme des Dieners von der Thür.



Denkmal des Hans Sachs in Nürnberg. — Nach dem Modell von Lorenz Krausner gegossen von Lenz und Gerold in Nürnberg.



Hans Sachs im 82. Lebensjahre. Nach einer Radirung von Jost Amman.
Hans Sachs. — Siehe Seite 166.

„Dora, sage das nicht! In Deiner kleinen Hand hältst Du ja alles, was ich noch vom Glück erwarte!“
„Nein, Herwart, dem ist nicht so, — denn — ich kann Dir nicht mehr glauben! Und wenn ich Dir nicht vertrauen kann, kann ich Dich auch nicht glücklich machen; — ich könnte es nicht, selbst wenn ich es wollte!“

„Ah, weht der Wind aus dieser Richtung! Nun, das muß ich sagen, Frau Magda hat Dich ja vorzüglich angelernt und hat mich in den schönsten Farben gemalt; nur schade, daß es, wie gewöhnlich bei ihr, falsche Farben sind!“

Dora blickte ihn einen Moment sprachlos an, so überraschte und verletzete sie der Ton, in dem er sprach, — so hatte sie ihn noch nie gehört.

„Dora spricht ihre eigene Ansicht aus,“ mischte sich jetzt Magda dazwischen.

„O, ich kenne Dora,“ schrieb Herwart, seine Beherrschung in dem Maße aufgebend, in dem er sein Spiel für verloren hielt; „was aus ihr spricht, sind Eure nichtswürdigen Insinuationen! Ich hätte es mir ja denken können, daß alles hier daran gesetzt werden würde, um mich von ihr zu trennen, wenn ich auch nie geglaubt hätte, daß die Verleumdung bei Dora so williges Ohr finden würde!“

Dora hatte jetzt ihr Entsetzen über seinen rohen, beleidigenden Ton überwunden, aber die Empörung schlug in ihr in um so helleren Flammen auf.

„Du thust Magda unrecht,“ rief sie, „sie hat mich so wenig beeinflusst, daß ich Dir heute früh noch schrieb, ich wollte, was Du wolltest! — Ja, das habe ich Dir geschrieben, aber nun weiß ich, daß ich das nicht darf. Denn, wenn ich Dich schon nicht geliebt hätte, wie eine Frau ihren Mann lieben soll, so hätte ich Dir doch vertraut, trotz allem, was man mir früher von Dir erzählt hatte, und was ich nicht glaubte! Aber jetzt, wie gesagt, kann ich das nicht mehr; — jetzt verstehe ich, warum Theo sagt, sein Weg und der Deine wären unvereinbar!“

„Was? Der Maulwurf hat auch gewählt, und sein Wort gilt Dir mehr als das meine? Ja freilich, gegen Intriguen kann ein ehrlicher Mensch nichts ausrichten, — und ich kann Dich jetzt nur fragen, Dora, willst Du mir, oder willst Du diesen kriechenden, jämmerlichen Menschen, die Dich hier umgeben, Glauben schenken?“

„Beleidige sie nicht! Ich habe sie lieb, Herwart; nicht sie trennen mich von Dir! Du hast damals Theo das Geld, das ich Dir für ihn schickte, nicht gegeben —“

„Aha, die ungelige Frage kommt also auch noch zum Austrag! Wenn es aber weiter nichts ist, was Dich gegen mich aufbringt, so beruhige Dich. Ich habe Theo gesagt, daß ich ihm helfen wollte; — er hat mein Anerbieten zurückgewiesen. Ich kam jetzt her, um die Sache zu ordnen.“

Dora schüttelte mit traurigem Ernste den Kopf.

„Du solltest ihm ja kein bloßes Anerbieten machen! Es handelte sich auch um keine zukünftige Sache; sogleich sollte ihm geholfen werden, und Du hast mich seitdem gesehen und hast mir nicht gesagt, daß es nicht geschehen wäre!“

„Willst Du mich zum Dieb um einer solchen Lappalie willen stempeln? Ich sage Dir, es ist rein nichts an der Sache, höchstens eine Verträdelung.“

„Ich kann Dich nicht mehr verstehen, Herwart, und Du verstehst mich auch nicht!“

„Von alle dem habe ich ja nicht ein Wort gewußt,“ warf Magda dazwischen.

„O, Du unschuldige Taube,“ rief Herwart höhnisch, „es ist Dir wohl ein rechter Schmerz, daß das liebe Kind sich von mir wendet! Aber wenn Du diesmal klüger warst als ich, — es ist noch nicht aller Tage Abend! Ist das Dein letztes Wort, Dora, daß Du mich wegen lächerlicher Klatschereien aufgibst?“

„Ich kann kein Vertrauen mehr zu Dir haben, — deshalb —“

Er lachte wild auf und verließ das Zimmer. Dora warf sich zitternd in Magda's Arme.

„Magda, — ich konnte nicht anders!“ rief sie angstvoll. „Aber er, — was wird er nun thun?“

„Sei ruhig, Kind, ein Leid thut der sich nicht an!“

„Magda, ich bin so unglücklich!“

„Armes, liebes Kind!“

Lieblosend strich sie über Dora's blonden Scheitel. Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen.

„Horch, was ist das?“

Draußen wurde die Entrée-Blode in Bewegung gesetzt, mit einer Hastigkeit und Nachdrücklichkeit, als gälte es, Sturm zu läuten.

„Was bedeutet das, zu dieser Stunde?“ Sie traten beide hinaus, da wurde die Thür geöffnet, und herein stürzte — Sefi.

„Sefi, Du, so spät am Abend?“

Sefi schnitt ihnen alle weiteren Fragen ab, zog sie in das Wohnzimmer und warf die Thür hinter sich zu.

„Ja, da bin ich! Fortgelaufen bin ich; das wird einen schönen Lärm geben, wenn sie es erst merken; aber ich hielt's nicht aus! Da — da —!“ Sie riß einen Brief aus ihrer Taille, wo sie ihn eingeknüpft hatte, und hielt ihn Dora hin. „Das ist für Dich; und nun fahren wir alle drei zu Theo; sofort, hört Ihr, — das heißt —; nein, erst müßt Ihr mir ein paar Schuhe geben, denn ich habe nur die Galoschen über die Strümpfe gezogen. Meinen Kleiderrock konnte ich auch nicht finden; ich habe nur den Unterrock unter dem Mantel an, denn von rechts wegen sollte ich schon im Bett liegen, und bin aus der Schlafstube ausgerückt. Urlaub hätten sie mir ja doch nicht gegeben!“

„Aber Sefi, Sefi, was heißt denn das alles? Und wie siehst Du aus? Ganz verweinte Augen!“

„Na, hat Dora etwa nicht auch verweinte Augen? Und Theo, — der sieht erst aus! Und er war heute bei mir und nahm Abschied; und morgen ganz früh will er fort, ganz, ganz fort, um nicht wieder zu kommen! Und kein Mensch soll zunächst wissen, wo er ist, und wenn man ihn nicht mehr erreichen kann, dann soll Dora diesen Brief lesen; deshalb ist er erst heute Abend zu mir gekommen, weil er glaubte, daß ich Dora vorher nicht sehen könnte und nicht aus der Pension dürfte. Ich durfte ja natürlich auch nicht, aber ich mußte doch! O, ich bin so schlau gewesen und so nichts-nutzig! — Aber so lies doch, Dora, so lies doch! Mein Gott, sieh doch nur Dora an, sie steht ja wie versteinert da!“

Ein Schauer durchrieselte Dora; sie reichte den geöffneten Brief Magda hin: „Ich habe gelesen, und — Sefi hat recht, wir wollen ihn nicht reisen lassen! Wir wollen zu ihm!“

Mit einer leidenschaftlichen Bewegung umschlang sie Sefi.

„O, Sefi, Sefi, wie soll ich Dir das danken!“

„Mir? Ach; Dora, das ist ja nichts, — aber — nicht wahr, er —, Theo —, liebt Dich, und deshalb, und weil er arm und Du so furchtbar reich bist, deshalb geht er fort! O, ich habe den Brief nicht gelesen, wahrhaftig nicht, aber sobald Theo fort war, ist mir das alles eingefallen, und da hatte ich keine Ruhe!“

Zwischen Lachen und Weinen sprudelte sie das alles hervor; dann, an sich hinabblidend, setzte sie etwas kleinlaut hinzu: „Aber bitte, nun gebt mir einen Rock und ein paar Schuhe!“

„Lieber, kluger Wildfang Du!“ sagte Magda, Dora den Brief zurückreichend.

Er enthielt nur wenige Worte: „Ich liebe Sie über alles, Dora, darum gehe ich! Und weil ich von diesem Augenblick an todt für Sie sein werde und sein muß, darum glaube ich das Recht zu haben, Sie anzusehen: vernichten Sie Ihr Lebensglück nicht, indem Sie Sich an einen Mann fesseln, der Ihrer nicht würdig ist! Gott segne Sie!“

Theo.

Im Morgengrauen des nächsten Tages, mit demselben Zuge, den Theo hatte benutzen wollen, reiste ein anderer Mann ab, um sich in Hamburg einzuschiffen.

Herwart hatte die Nacht in einem Spiel-Club verbracht, und das alte Sprichwort vom „Unglück in der Liebe und Glück im Spiel“ hatte sich an ihm bewahrheitet. Nach wenigen Stunden befand er sich im Besitz einer runden Summe, die er nicht unter seine Gläubiger vertheilen wollte. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, denn in dem Augenblick, in dem die „reiche Heirath“ unmöglich geworden war, wurde auch Herwarts finanzielle Situation unhaltbar. So verschwand er im Morgennebel des heraufdämmernden Tages, in den der Schnellzug rasselnd hineinfuhr, und der, wie ein dichter Vorhang, Herwarts Vergangenheit von seiner Zukunft schied. Theo aber — reiste nicht ab.

XXIII.

Acht Jahre sind vergangen.

Wieder leuchten die rothen Ranken des wilden Weines, der die Veranda von Schloß Hellowa umzieht, im Strahle der October-Sonne, und der Duft der späten Rosen erfüllt die Luft.

„Wie das alles mich an meine letzten Schülerferien erinnert,“ sagte Egmont Malkolm, und unwillkürlich suchte sein Blick jenen schattigen Weg, auf dem Dora einst mit dem Korbe voller Rosen ihm zum ersten Mal entgegengetreten war. Wie deutlich lebte die Vergangenheit vor ihm auf, — mit humoristischem Bedauern für den „armen Jungen“, der sich damals so rettungslos verliebt hatte; und doch blickte er fast mit leisem Neid darauf zurück.

„Ja, ja, mein lieber Assessor, aus Kindern werden Leute,“ sagte der alte Herr neben ihm und sah mit

einem zufriedenen Lächeln seinen jungen Begleiter an; „ich habe aber immer eine kleine Ahnung davon gehabt, daß aus dem verzogenen Jungen, der Sie waren, noch mal was Ordentliches werden würde; und von unserer lieben gnädigen Frau habe ich immer was Besonderes erwartet, auch als sie noch Fräulein Dora war. Die einzigen, die mich überrascht haben, sind die Ludna's. Na, ich kann das schon aussprechen, ohne daß Ihr künftiger Chef — oder wie wir ihn nun nennen wollen — dadurch etwas in Ihren Augen verliert; der hat meine Erwartungen übertroffen! Gut ab vor einem Mann, der in so jungen Jahren, als Sohn eines solchen Vaters, einen so guten Gebrauch von seinem Reichtume macht!“

„O, lieber Herr Justizrath, da seien Sie mir nun nicht böse, aber in diesem Punkte hat mein naseweiser Instinct Ihre Menschenkenntniß um ein paar Pferde-längen geschlagen! Mir hat Theo von Ludna vom ersten Mal an, wo ich mit ihm zusammentraf, imponirt; und jedes spätere Zusammentreffen hat diesen Eindruck nur bestätigt. Wenn der persönliche Zug zu ihm nicht in mir vorhanden wäre, glauben Sie, daß ich mich so schnell entschlossen hätte, die Staats-Carrière aufzugeben, um mich in Privatdienst zu stellen?“

„Sachte, sachte, lieber Freund, in ein paar Jahren bringt der Privatdienst Ihnen, was Sie in der Staats-Carrière kaum in zwanzig Jahren erreichen würden. Und das Feld für persönlichen Einfluß, persönliche Thätigkeit, das Sie als General-Bevollmächtigter haben —“

„Für das alles, mein lieber Herr Justizrath, hätte ich es nicht gethan, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß es eine Freude sein muß, mit Herrn von Ludna zusammen zu arbeiten, daß wir von denselben Gesichtspunkten ausgehen und dieselben Ziele verfolgen, und daß es uns vielleicht in unserem Bezirke gelingen wird, eine soziale Aufgabe zu lösen, die —“

„Ist recht, lieber Freund, die Jugend muß Ideale haben! Daß diese bei Ihnen nicht mit dem praktischen Verstande davon laufen werden, das weiß ich, dazu habe ich Sie zu gut studirt, — nichts für ungut. — Aber, da kommen wohl die Herrschaften!“

Unter dem Schatten der Parkbäume hervor, auf demselben Weg, auf dem Dora vor Jahren die Rosen getragen hatte, kamen zwei Kinder herangesprungen, ein Knabe und ein Mädchen mit blonden Locken und blauen Augen. Lachend, die Fremden nicht bemerkend, liefen sie auf die Terrasse zu, um dann erstaunt stehen zu bleiben und sich, wie Hülfe suchend, nach ihren Begleitern umzusehen.

„Sefi, Fritz, kommt nur, wir thun Euch nichts zu leide!“ rief der Justizrath. Egmont Malkolm aber blickte noch immer auf den Weg hinab, über die Kinder weg, einer schlanken, weißgekleideten Gestalt entgegen, die den Kindern eiligen Schrittes folgte. Sie trug den Hut in der Hand und hatte ihn mit Rosen gefüllt, wie einen Korb. — Wurde die Vergangenheit wieder lebendig? Nein, das war Gegenwart, blühende, lachende Gegenwart! Aber statt des blonden Kraushaares, das Egmont einst wie ein Glorien-Schein erschienen war, umrahmten dunkle Flechten den Kopf der eilig Daherschreitenden, und zwei glänzende braune Augen blickten den beiden Männern lächelnd entgegen.

„Verzeihung, daß Sie warten mußten, lieber Herr Justizrath; wir waren im ‚Kinderheim‘ und Theo und Dora haben dort wie gewöhnlich die Zeit vergessen. Ich war so erschrocken, als ich nach der Uhr sah, und bin so gelaufen, — die andern kommen nach! Willkommen, willkommen in Hellowa!“

Dabei griff sie zwei der schönsten Rosen aus ihrem Vorrathe heraus und reichte sie den beiden Herren.

War es die Gluth der rothen Rose, die sie Egmont reichte, die plötzlich einen Widerschein auf ihren Wangen fand?

„Fräulein von Ludna, Sie hier? Das ist eine Ueber-raschung!“ rief Egmont.

„Nicht wahr?“ gab sie lächelnd zurück. „Aber glauben Sie nur nicht, daß ich deshalb meinen Vorsätzen, in denen Sie mich damals in Berlin so brav unterstützten, untreu geworden bin!“

„Ah, die Herrschaften sind in Berlin zusammengetroffen und haben da, wie es scheint, gegen Frau Dora's Pläne conspirirt?“ mischte sich der Justizrath dazwischen.

„Wie man es nehmen will,“ erklärte Sefi lachend, „aber gesehen haben wir uns allerdings, während Herr Malkolm sich auf das Assessor-Examen vorbereitete und ich die Kinder des Consul Werten unterrichtete.“

„Nun, und in welchen abentheuerlichen Vorfällen hat er Sie da unterstützt?“

„In meinem Entschluß, als Erzieherin weiter thätig zu sein, anstatt mich hier in Hellowa auf die Bärenhaut zu legen.“

„So, so!“

„Ja, und nun sollen Sie auch wissen,“ fuhr Sefi lebhaft gegen Egmont gewendet fort, „wie es kommt, daß ich trotzdem jetzt hier bin.“

„Ich kann es mir denken! Consul-Merten wurde nach Beirut versetzt.“

„Ja, das war es; und da gab ich den Bitten der Geschwister nach und blieb im Lande und feiere verlängerte Ferien in Hellowa! Aber meine Gesuche um eine neue Erzieherinnen-Stellung stehen schon in drei Zeitungen, und sobald sich etwas Passendes findet, stelle ich mich wieder auf eigene Füße. Ich muß ja auch in der Uebung bleiben, um in ein paar Jahren, wenn Fritz und Sefi so weit sind, die Erziehung der beiden übernehmen und dann mit gutem Recht in Hellowa sein zu können. Und diesmal ist Dora auch für meinen Plan gewonnen; wir brauchen nicht zu conspiriren.“

Lächelnd sah sie zu Egmont Malkolm auf, und sein Blick hing mit so feuriger Bewunderung an ihr, daß sie sich erröthend über ihre Rosen neigte.

„Sehen Sie nur, Herr Justizrath, die alle sind schon aus dem Garten des Kinderheims,“ sagte sie, sich dem alten Herrn zuwendend. „Blumen und Menschen gedeihen dort, daß es eine Freude ist. Und — das Merkwürdigste von allem, denken Sie, Frau von Palten gedeiht auch.“

Der Justizrath drohte ihr ironisch. „Schelm, was soll das nun wieder heißen?“

„Nein, nein, es ist ernst gemeint, sie ist wirklich liebenswürdiger geworden; sie macht ihre Sache gar nicht schlecht, d. h. sie sorgt für das leibliche Wohl der kleinen Schar und der beiden ‚Schwestern‘, welche diese leiten. Sie fühlt sich dabei in ihrer behaglichen Wohnung und unter Dora's reichlich ausgesprochener Anerkennung ganz wohl. Das Befreitsein von pecuniären Sorgen, wie das Gefühl, eine übernommene Pflicht leidlich gut zu erfüllen, haben sie förmlich über sich selbst hinausgehoben; — na, und Gelegenheit zu Intriguen fehlt ja, da Magda die bedingungslose Freundin Dora's ist!“

„Merkwürdig, was ‚unser liebe Frau‘ von Hellowa alles zu Wege bringt!“

„Ja, und man merkt nicht einmal, wie sie es macht!“

„Sie traut eben allen Menschen das Beste zu, und da geben die meisten sich schließlich einen Stoß, um sich nicht vor sich selbst zu blamiren. Bei Ihrer Tante Alma hat sie auch das Richtige getroffen, indem sie ihr die Möglichkeit gab, Demkowo zu halten. Die Wirthschaft geht dort vorwärts; die letzten Nachrichten lauteten recht günstig. Ihre Tante sitzt mit Wasserstiefeln zu Pferde und regiert, daß es eine Freude ist.“

„Möge es ihr gut gehen!“

Ein Schatten glitt über Sefi's Gesicht, und wieder fühlte sie Egmonts Blick auf sich ruhen und wußte, daß er verstand, wohin ihre Gedanken jetzt flogen. Seit vielen Jahren war jede Nachricht von ihrem Vater ausgeblieben. Ueber ihn hatte Dora nichts vermocht; spurlos war er verschollen und ausgelöscht aus der Erinnerung der meisten. Nur die Tochter bewahrte ihm ein wehmüthiges Memento.

„Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir Theo und Dora entgegen,“ sagte sie, sich energisch wieder der Gegenwart zuwendend. In diesem Augenblicke tauchte das junge Paar auf dem Parkwege auf. Theo schwenkte grüßend seinen Hut, und Dora schritt lächelnd neben ihm dahin, fast noch dieselbe wie vor acht Jahren, nur etwas voller erblüht. Egmonts Blick schweifte von Sefi zu ihr hinüber und kehrte dann zu Sefi zurück.

„Wie kam es nur, daß ich damals vor acht Jahren — — —“. Er dachte den Satz nicht zu Ende, denn Theo stand jetzt vor ihm und drückte seine Hand kräftig.

„Ich weiß, es ist ein guter Stern, der Sie hierher und mit uns zusammenführt. Glück auf, mein Herr General-Bevollmächtigter in spe! Das ‚in spe‘ wollen wir aber auf den möglichst kürzesten Zeitpunkt beschränken, nicht wahr?“

„An mir soll's nicht liegen, wenn dieser Zeitpunkt sich dehnen sollte, Herr von Luckna; sobald der Justizrath und mein Vater mich genügend eingeführt und für würdig erklärt haben, bin ich bereit!“

„Willkommen zum zweiten, aber hoffentlich nicht zum letzten Mal zu den October-Ferien in Hellowa,“ sagte Dora, ihm nun ebenfalls die Hand reichend.

Er führte diese an seine Lippen.

„Auch ich hoffe es, nicht zum letzten Mal!“ —

„Theo,“ sagte Dora am Abend dieses Tages zu ihrem Mann, „glaubst Du, daß Sefi noch eine Stelle als Erzieherin annehmen wird?“

„Ich hoffe, daß sie den Winter bei uns bleibt, aber im Frühjahr wird sie sich nicht mehr zurückhalten lassen. Sie hat es sich nun einmal in ihrem klugen Köpfchen so zurechtgelegt, und Du und ich, wir werden nichts dagegen vermögen.“

„Du und ich freilich nicht, aber der Kopf hat einen Gegner, der stärker ist als wir beide.“

„Was meinst Du, Dora?“

„Ich meine das Herz, Theo! Erzieherin wird sie wohl werden, aber Erzieherin in ihrem eigenen Hause.“

„Du glaubst, Dora?“

„Sieh Dir einmal morgen Sefi und Egmont Malkolm aufmerksam an, Theo, und dann sage mir, was Du glaubst! Es sollte mich doch wundern, wenn wir nicht hierin, wie in allen Dingen, übereinstimmen!“

Ende.

Kochdruck verboten.

Herbstsonne.

Eine altmodische Geschichte von Karl Herold.

(Schluß.)



In den nächsten Tagen trug sich Demoiselle Jettchen mit einem großen Gedanken; Montag und Dienstag noch heimlich, am Mittwoch aber sprach sie es gegen die Schwester aus, daß sie dem Heimatsdörfchen einen Besuch abtatten wolle.

„Demoiselle Lottchen war über die Kühnheit dieses Projectes ganz erschrocken. „Du lieber Gott,“ sagte sie, „was willst Du denn dort? Alle, die wir gekannt haben, werden in den zwanzig Jahren, die wir fort sind, gestorben sein, oder sie haben uns vergessen!“

„Vielleicht,“ meinte Demoiselle Jettchen, „aber das schadet nichts. Ich werde Sonnabend fahren und komme in der Sonntagsnacht zurück; ich werde Geburts-, Tauf- und Jmpf-schein für uns mitbringen. Die sind jetzt unbedingt nöthig, und mich wundert's nur, daß wir deshalb noch nicht in Verlegenheit gekommen sind. Wir sind hier ansässig, angesehene Frauen, und müssen uns jede Minute vollständig ausweisen können.“

Nun fand auch Demoiselle Lottchen die Reise höchst nöthig, und so fuhr am nächsten Sonnabend Jettchen in der gelben Postkutsche froh gekant dem Heimatsdörfchen zu.

Am Sonntag Nachmittag, als die Glocken zur Kirche läuteten, schloß Demoiselle Lottchen den Laden und ging dann zur Küche, um sich den Kaffee zu kochen. Sie schaute durch das Küchenfenster hinaus über den Hof nach dem kleinen Gärtchen drüben, aus dem die Aeftern blau und roth zu ihr herüberschimmerten. Das zog und lockte hinaus in die warme Herbstsonne, und bald hatte Lottchen ihren Sitz unter dem Birnbaum aufgeschlagen, und vor ihr auf dem Tischchen prangte die bauchige, braune Buzslauer Kaffeeflanne.

Lottchen hatte ihr Strickzeug aufgenommen, und regelrecht reichte eine Masche sich zur andern. Da gelte durch die Hausflur vorn plötzlich die Glocke, und die Demoiselle eilte, um zu sehen, wer dort Einlaß begehrte.

Sie öffnete die Thür und stand Herrn Birnbauer gegenüber, der sie verlegen anredete. „Entschuldigen Demoiselle Nachbarin, daß ich zu so unpassender Stunde mir erlaube, Sie zu stören. Ich komme eines Knopfes wegen; beim Anziehen ist er mir vom Chemisett gerissen und zerbrochen. Haben Demoiselle Nachbarin wohl diese kleinen Porzellanknopfschen?“

Lottchen wußte, daß sie dieselbe Sorte Knöpfe hatte, und ging in den Laden, um einen zu holen.

„Haben Sie jemand, der Ihnen den Knopf annäht, Herr Nachbar?“ fragte sie bei ihrer Rückkehr.

Er lächelte. „Das thue ich selbst, Demoiselle Nachbarin; ein alter Junggefell muß sich wohl schon allein behelfen. Nadel und Zwirn wird sich auch noch vorfinden; ich habe sie wenigstens vor einigen Wochen im Fenster liegen sehen.“

„Da ist's aber doch möglich, daß sie inzwischen verloren sind, Herr Nachbar; es ist vielleicht besser, ich nähe den Knopf gleich selbst an. Wenn Sie mit nach dem Garten gehen wollen; dort ist mein Nähzeug!“

Er war einen Augenblick unerschrocken, dann lief er nach seiner Wohnung hinüber, um das Vordrehchen zu holen.

Und nun sah er neben ihr an dem kleinen Tischchen und sah, wie die schmalen, weißen Hände die Nadel schnell führten. Es war in kurzer Zeit, in welcher er schweigend saß, gethan, und nun, da ihm Lottchen das Chemisett zurückreichte, stotterte er einige Dankesworte, indem er sich erhob.

„So eilig, Herr Nachbar? Gewiß haben Sie noch etwas vor?“

Er setzte sich wieder; er hatte gar nichts vor, und die Herbstsonne, die so warm in das kleine Gärtchen hereinsiel, that ihm wohl. „Wie kommt's, daß Demoiselle Nachbarin sich immer in tiefste Trauer kleiden?“ fragte Herr Birnbauer plötzlich nach einem kleinen Stillschweigen.

Lottchen sah von ihrem Strickzeug auf und ließ die Hände in den Schoß sinken. „Warum?“ wiederholte sie; „die Tante ist erst ein halb Jahr todt; es wird wenig darüber sein, und ich denke, ein Jahr lang müssen wir wohl groß um sie trauern. Sie hat's um uns verdient!“

Um den Mund des Kanzlisten lief ein leises Zuden. „Ja, sie war eine thätige Frau, das muß ihr der Reid lassen, und sie hat es gut mit Ihnen gemeint. Ich wollte aber etwas anderes sagen, doch es fällt mir schwer. Ich wollte nicht sagen, die Trauer sei zu lang, — sondern das Herz müsse sich heraussehen aus den dunkeln Gewändern, aus den steifen bedrückten Bewegungen, aus dem ernsten Gesicht und dem ernsten Schweigen. Haben Demoiselle Nachbarin nicht manchmal ein Gefühl — zu singen, zu jubeln, sich zu freuen, — so aus voller Brust heraus?“

Lottchen hatte sich plötzlich erhoben. Ja, sie hatte das Gefühl! Es war urplötzlich gekommen, mit einem Preßen in der Brust; dann war es wie gesprungen, das feste Band, welches sie bisher gefesselt, und das Blut jagte vom angstvoll-freudigen Herzen hinaus in die Schläfen, daß sie rosig schimmerten. Ja, sie hatte das Gefühl! Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihre Brust ein so seltsam süßes Glück barg.

„Sie meinen, daß es nicht Sünde sei, Herr Nachbar, so früh schon der Verbliebenen uneingedenk zu werden?“ — Lottchen stotterte es heraus in ihrer aufschauenden und doch beklemmenden Glückseligkeit, und die Hand, die in den hellen,

warmen Sonnenstrahlen weniger mager schien als sonst, hatte sich etwas erhoben, der des Kanzlisten entgegen, als müßte sie diese fassen.

Herr Birnbauer schien die Aufregung der Demoiselle nicht zu bemerken, oder ganz natürlich zu finden.

„Gewiß,“ sagte er, „doch ich meine, Sie brauchen der selbigen Winnebed nicht uneingedenk zu werden; nur dem schönen Leben sollen Sie sein Recht lassen. Finden Sie nicht, daß sich beides vereinen läßt, Demoiselle Nachbarin?“

„Ja, es läßt sich vereinen!“ Sie hatte nun doch noch seine Hand gefaßt und leicht gedrückt. — Und ihre Augen gingen mit den feinen über das kleine Gärtchen hin, über die Aeftern, die roth und blau in der Herbstsonne träumten, und die üppige Kefeda, welche die Luft mit einem feinen, süßen Geruch erfüllte. Das war alles so viel schöner als sonst; so wunderbar golden hatte noch nie die Sonne auf den Giebeln der Nachbarhäuser gelegen, ein so wunderbar glückseliger Odem noch nie eine so schöne Welt durchweht.

„Wie danke ich Ihnen, Herr Nachbar!“

„Mir?“ sagte er und sah nun plötzlich in ihr schmales Gesicht. „O, mir ist's Dank genug, Demoiselle Nachbarin, daß ich Ihnen das sagen konnte; ich bin ja selbst so glücklich, so glücklich, ich möchte die ganze Welt gleich hell und zufrieden sehen! Und nun, Demoiselle Nachbarin, will ich gehen.“

Und er that es. Sie sah der langen Gestalt nach, wie sie durch den Hofraum schritt; dann war sie im Dunkel der Hausflur verschwunden, und die Hausglocke gelte beim Öffnen und Schließen der Thür durch die Sonntagsstille. Lottchen fuhr empor; es war ein häßlicher Ton, der ihr noch nie so mißfallen hatte als jetzt, wo er in ihre jungen Liebessträume hineinrang. Sie nahm nun das Kaffeegeschirr zusammen, den Nähkorb dazu und ging auch nach dem Hause. Im Hofe mußte sie sich noch einmal umwenden, um nach dem Garten zu sehen.

War es Wirklichkeit, echte, rechte Wirklichkeit? Die schrillen Töne der Glocke hatten so vernichtend, so hart geklungen! Doch ja, dort lag noch dieselbe gelbe Sonne über den spitzen Nachbargiebeln, und die blauen und rothen Aeftern träumten unter ihr und nickten durch das Staket, — und da drang er herüber durch die milde Luft, der süße Kefeda-Duft! Es war wirklich und wahr: — sie wurde geliebt! Er hatte es ihr gesagt, nicht förmlich zwar, doch in noch schönerer Weise.

In der Stube oben trat Lottchen vor den Spiegel und betrachtete mit prüfenden, langen Blicken ihr Bild.

O, sie war noch schön! Gewiß, keine Knospe mehr, das mußte sie sich selbst sagen, aber es war doch ein interessantes Gesicht. So schmal und weiß, und — so dulden. Sie fand diesen leidenden Zug plötzlich in ihrem Gesicht. „Es sieht mir gut!“ sagte sie leise und zupfte sich die dunkeln Haare über der Stirn zurecht.

Dann kam ihr ein seltsamer Gedanke. Sie wollte, da die Schwester erst in später Nacht zurückkehren würde, auch sonst niemand zu erwarten stand, die Trauerkleider ablegen und sich wieder einmal schmücken, wie sie früher gethan, als noch auf ihren Wangen die Rosen der Jugend blühten, und als sie noch, durch keine trübe Erfahrung verstimmt, heiter in die Welt geblickt hatte.

Sie stieg hinauf in den zweiten Stod, wo in dem großen Saale, die Wände entlang, die unförmlich großen, grellbunt bemalten Schränke, die die Leinen- und Kleiderschätze der selbigen Juliane Winnebed bargen, standen. Die öffnete sie einen nach dem andern und unteruchte mit neugieriger Hast die angesammelten Reichthümer.

Sie hatte wohl früher schon diese Kleiderschätze gesehen, aber mit weniger Interesse, und hatte unter den Augen der strengen, älteren Schwester auch keines zeigen mögen; nun aber nahmen die Hände zitternd Stück für Stück, und die Augen musterten prüfend.

Endlich hatte sie es gefunden! Es war ein Seidenkleid, großcarriert, hellgrau und hellblau; sie meinte, das müßte ihr gut stehen. Sie trug es vorjorglich hinab, bei jedem Knistern der starren Seide erschreckend, freudig und ängstlich zugleich.

Im Zimmer unten stand sie tiefathmend still. Ihr war, als wolle sie ein Unrecht thun, doch das Herz gab stürmisch klopfend die Einwilligung, und so sah Lottchen eine lange Zeit, die Hände im Schoße gefaltet, still vor sich hinschauend, in innerem Kampfe.

Sie merkte nicht, daß der Tag darüber zur Mitternacht ging; die Sonnenstrahlen schossen nur schräg noch herüber zu ihr, ein legetes rothes Aufleuchten hinter dem Nachbarhause, und die Dämmerung kam.

„Demoiselle Lottchen fuhr plötzlich auf und trat ans Fenster. Die Straße unten lag still; nur weiter hinaus, etwas entfernt, sah vor einem der Häuser eine kleine Gesellschaft in der milden Abendluft. Dann fiel des Mädchens Blick hinüber in Herrn Birnbauer's Wohnung. Es war dunkel da, nichts zu sehen, aber nach kurzem flammte ein Licht drüben auf. Sie gewahrte nun ganz deutlich, wie der Kanzlist die Stube auf und ab schritt; die Hände auf dem Rücken, den Kopf etwas vorn übergebogen, so schlurte er in dem trüben Lichte hin und her. Ueber seiner Stirn schienen eine nachdenkliche Falte zu liegen; manchmal spitzte er den Mund, wie um zu pfeifen.“

„Was ihm durch den Sinn gehen mag; denkt er vielleicht an mich?“ Lottchen sagte es ganz leise, dann wußte sie plötzlich, was sie thun sollte, ergriff das Kleid und verließ das dunkle Wohnzimmer.

Einen Augenblick war es wie eine hochgehende Welle gewesen in ihrem Herzen, jetzt aber war es wieder ruhig; und sie warf die Trauerkleider von sich und zog das knisternde Seidenkleid an. Dann kehrte sie mit einem Licht in das Wohnzimmer zurück.

Der Kanzlist konnte jetzt ihr Zimmer übersehen, doch die Demoiselle wagte nicht hinüberzublicken. Ob er wohl an das Fenster getreten sei und sie beobachtet? Sie hielt das Licht noch in der bebenden Hand; ihr Blick fiel auf einen Rosenstock in der Fensterale, daran hing melancholisch eine blasse Monatsrose; die brach sie sich und veruchte, die Blume im Haar zu befestigen.

Es war sonderbar, sie konnte sich selbst nicht erklären, weshalb sie heute so scheu sei in ihrem ganzen Benehmen, in der großen Einsamkeit; sie war doch sonst so resolut genug! Nur jetzt so ganz ohne Muth und Selbstbewußtsein, — wie ein Kind auf erster böser That.

Die Rose war endlich befestigt; sie hing matt in den Haaren Lottchens und sah sterbenstraunig aus.

Dann wagte endlich die Demoiselle aufzuschauen, zu ihm

hinüber, für den sie sich so seltsam jugendlich-romantisch geschmückt hatte.

Er war in das Fenster getreten; seine Gestalt zeichnete sich schwarz von dem Halbdunkel der qualmigen, öden Stube ab. Er sah herüber zu ihr! — „Vielleicht mag auch ihm jetzt das Herz höher schlagen,“ dachte Lottchen, und in ihr wallte dabei wieder, unsagbar bang und doch berückend süß, die Woge des Gefühls empor, die alles andere nichtig unter sich ersierben

Ein Augenblick noch, und Jettchen befand sich auch darüber im Klaren; sie hatte Herrn Piribauer's schwarze Gestalt gesehen, und sie wußte, weshalb sich die Schwester mit der nickenden Nase geschmückt hatte.

Der Athem versagte ihr einen Augenblick. „Lottchen, Du —,“ ein Schauer rieselte durch den Körper des alten Mädchens, — „Du liebst ihn?“ Es war wie ein Blitz zwischen den beiden Frauen zur

mir, ich will mich gern becheiden. Ich kann ja noch warten!“ —

Das Licht brannte trüber und trüber. Die beiden Demoisellen schritten durch das Zimmer auf und ab, fast lautlos, beide tieftraurig.

Der andere Morgen war windig. Die Wolken gingen eilends über den Himmel und wechselten mit Sonnenschein. Die Demoisellen hatten sich am Vormittage nicht viel am Fenster gezeigt. Nach Mittag spähte Jettchen aber doch einmal hinaus, die Straße hinab. Da sah sie eine lange, hagere Männergestalt näher kommen, — Herrn Piribauer, und — neben ihm ein derbes, rothwangiges Mädchen! Die beiden sahen sich so freundlich an, wie Liebesleute es thun; er schaute fast verschämt drein über sein spätes junges Glück, das Mädchen strahlend, heiter.

Demoiselle Jettchen winkte der Schwester; die kam herzu, und nun sahen sie hinunter auf das Paar, mit trübem Blicken und doch ruhig. Nur als sie sich ins Zimmer zurückwandten, kam es wie ein leises Schluchzen aus der Brust der Jüngeren.

Am Nachmittage sahen sie beide am Fenster; vor ihnen stand der Rosenstock, der den langen, grünen, fahlen Stiel in die Luft streckte, an dem gestern noch die Rose gehangen. Die Sonnenstrahlen lagen warm auf den Scheiben.

„Ich will dem Stode Wasser geben,“ sagte Demoiselle Lottchen; „er sieht trocken, und die Sonne brennt heiß!“

Um Demoiselle Jettchen's Lippen irte wieder ein seltsamer, müder Zug. „Die Herbstsonne,“ sagte sie, und ihre Augen schauten träumend in das Flimmern der Sonnensträubchen hinein; „die ist nicht heiß und tödtet keine Blume, die ist nur warm und schön, wie —“ sie hielt einen Augenblick inne, — „wie unsere Liebe!“ vollendete sie dann leise.

Nachdruck verboten.

Berühmte Musik-Instrumente.

Von Oscar Fleischer.

Siehe die Abbildungen auf den Seiten 165 und 168.

I.

Wem man weiß es besser als unsere Hausfrauen, daß die Dinge, womit sich die Menschen zu umgeben pflegen, oft kennzeichnender für diese sind, als was sie thun und sagen. Des Lebens ähnelnder Beirath, die Kleidung, das duftige Boudoir, der glänzende Salon, — sie reden eine Sprache, deutlicher, unmittelbarer, als alle Schilderung. Denken Sie, geehrte Leserin, z. B. an Goethe's Torquato Tasso, jenes lebensvolle Gemälde des blühenden Italien im 16. Jahrhundert. Bei all der Schönheit der Sprache, bei all dem geistprühenden Hin und Her der Rede, — haben Sie nicht doch das Empfinden, als ob noch eines zur Wahrheit des Gemäldes fehle: die Unmittelbarkeit? Zu diesen geistreichen, polirten Frauen und Männern gehört so nothwendig des eleganten Lebens Beirath, daß man ihn allerwärts vermißt, und daß sie ohne ihn nur halb sind. In einer leeren Stube ohne Möbel kann selbst die gebildetste Dame nicht so geistreich sein, wie Leonore. Tasso und Leonore hingegen am Clavier, — kann man sich wohl eine bessere Verkörperung ihrer ästhetischen Gemeinschaft denken? Und in der That, welche Fülle idyllischer Vorstellungen dringt nicht auf uns ein beim Anblick jenes Prachtstückes des Clavierbaues, den das Berliner Kunstgewerbe-Museum sein beneidenswerthes Eigen nennt! Es ist der Flügel des Herzogs Alfonso II. von Ferrara, ein bereites Zeugniß für den feinen Kunstsinne dieses Gönners der Künstler. Er, der Bruder Leonore's, war es, der auch Tasso an seinen Hof zog.

Der Flügel — wie alle Flügel jener Zeit ein sogenannter Kieflügel oder „Clavichimbel“ — ist ein echtes Renaissance-Stück. In dem gelben Sandelholze, aus dem sein Kasten besteht, schlängeln sich edelgeschwungene Arabesken dahin, die breiten Flächen reizvoll belebend. Bis auf die kleinsten Einzelheiten kann er unseren Clavierbauern zum Muster dienen. Wenn unsere modernen Flügel, denen es ja leider recht sehr an feinem Geschmade gebricht, nur einiges von ihm annähmen, so würden unsere Hausfrauen nicht so oft in Klagen ausbrechen über das plumpe, unbeholfene Möbel, das sich einem zierlichen Arrangement des Zimmers meist hartnäckig widersetzt. Freilich war dafür der Ton der alten Flügel auch nicht so mässig und volltönig. Die Claviatur hatte ursprünglich nur etwas über vier Octaven Umfang, also fast drei Octaven weniger als die heutigen Flügel, und der Klang war dünn, schwirrend und ein wenig näselnd. Allerdings hat, was doch leicht geschehen könnte, noch nicht eine nachbessernde, sachkundige Hand dem Flügel Alfonso's seine Sprache wiedergegeben, aber wir wissen von anderen Flügeln jener Zeit, daß, trotz des weniger vollen Klanges, die

damaligen Claviere um nichts weniger musikalisch wirkungsfähig waren, als die heutigen. Es liegt ein eigener romantischer Zauber in jenen durchgeistigten Klängen, die das Ohr nicht betäuben, sondern fesseln wollen. Was der damaligen Zeit der Flügel galt, ersieht man leicht aus der Inschrift auf einem Clavier, das man in Tasso's Geburtsort Sorrent zeigt, und dessen Klänge den todtnüden Dichter getröstet haben sollen, als er nach den ruhmreichen, aber auch schmerzvollen Tagen des Hoflebens bei seiner Schwester Cornelia Aufnahme fand. „Solche Klänge,“ sagt die lateinische Inschrift, „hörte der Seligen Chor im Himmel.“ —

Nicht weniger vertraut sind unseren Leserinnen die Gestalten der beiden feindlichen Königinnen Elisabeth von England und Maria Stuart. Wie gewinnen sie noch an menschlicher Unmittelbarkeit, denken wir sie uns bei ihren Lieblings-



Der Erstgeborene.

Nach dem Bilde von E. Poehelberger. — Siehe Seite 168.

läßt. Und weiter stieg es aufwärts; es schwebte um das alternde Haupt und wob süßen Traum darum.

Wie alles plötzlich vor ihr schwand, die einsame Wirklichkeit, und die freudlosen Tage, und wie rosig das fernere Leben ihr winkte! Das entriß sie der Gegenwart, machte ihr Auge blind und das Ohr taub gegen das Geräusch der Straße.

Ein Wagen war herangefahren, hatte kurz gehalten und war dann weiter gerollt. Demoiselle Lottchen hatte es nicht beachtet. Sie hatte auch das leichte Knarren der Treppe draußen in ihren Träumen überhört, und nun — öffnete sich plötzlich die Thür, und die ältere Schwester trat ein.

Demoiselle Jettchen stand einen Augenblick, wie entsezt, still! ihre Augen ruhten groß und erschrocken auf dem wunderlichen Bild, das sich ihnen bot. Dann kam es klagend, seltsam besungen von ihren Lippen: „Lottchen, was ist Dir?“

Erde gefahren; nun hatten sie sich beide in unheimlich hellem Lichte gesehen und konnten sich nichts mehr verbergen.

Lottchen hatte sich nach dem mühsam hervorgestoßenen, schmerzzerfüllten Ausruf der Schwester die Hände vor das Gesicht geschlagen. Sie sank vor ihr in die Kniee und benegte ihre Hand mit Thränen. „O, Du liebst ihn auch, Du Gute, Liebe, und ich habe an Dir gesündigt! Vergieb mir!“

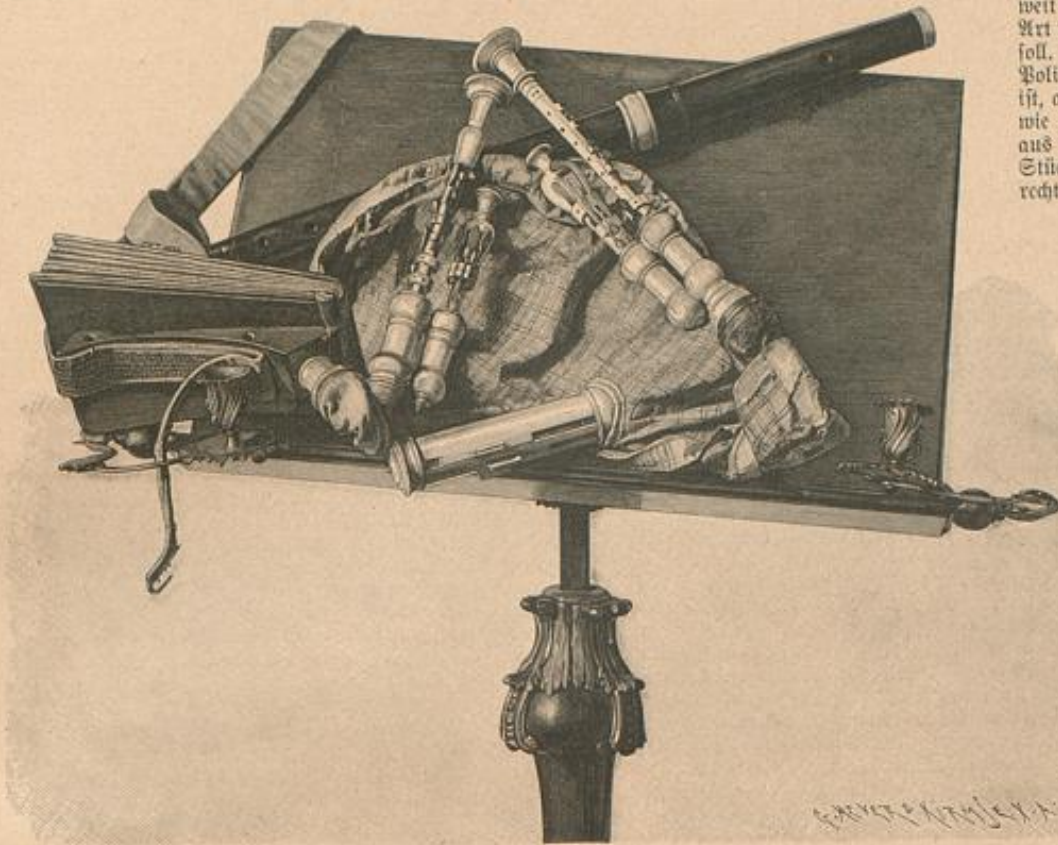
Demoiselle Jettchen zitterte, als sie flüsternd sprach: „Was habe ich Dir zu vergeben, Kind, wenn er Dich liebt!“ — Sie hielt ergriffen inne, dann zog sie die Knieende empor an ihre Brust und fuhr endlich, gewaltsam mit sich ringend, fort: „Wenn er Dich liebt, Lottchen, dann will ich ja gern zufrieden sein, wenn Ihr nur glücklich werdet!“

„Nein, Jettchen, nein, ich war so thöricht! Ich glaubte, er spräche von mir, und Dich hatte er gemeint. Verzeih

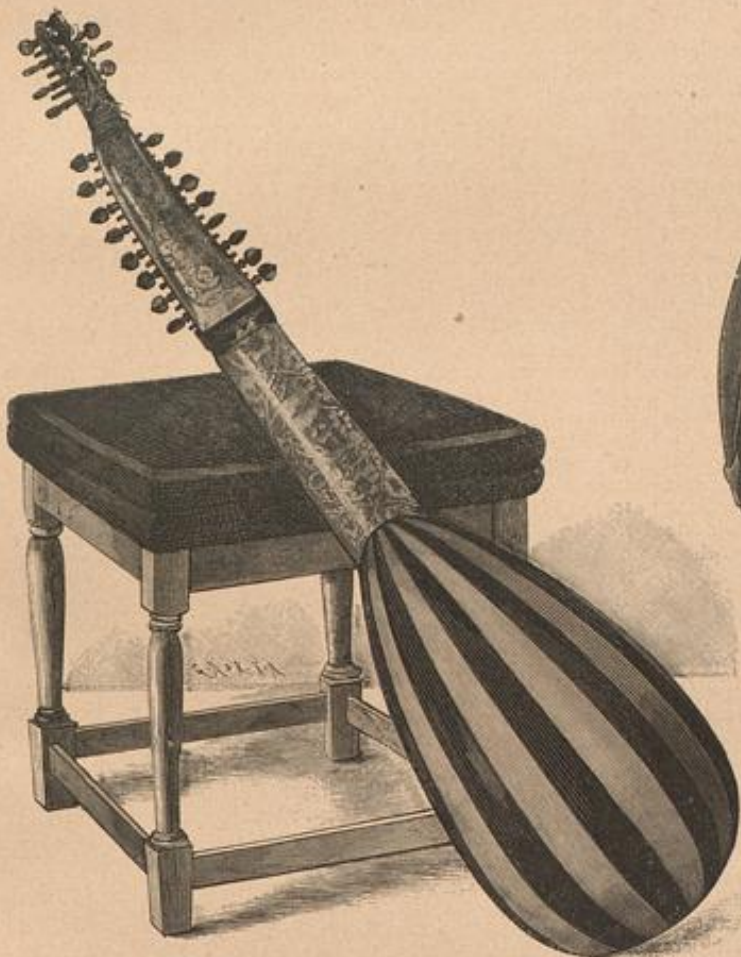
Instrumenten, denen sie in stillen Stunden der Empfindung Schmerz und Lust mittheilten! Denn in beider Frauen Leben hatte gerade die Musik einen wichtigen Platz. Die Königin Elisabeth, eine Zeitgenossin jenes Alfons von Ferrara, — wie er, so war auch sie 1533 geboren

und trat 1558 die Regierung an, — spielt in der Musikgeschichte keine geringe Rolle. Zu ihrer Zeit waren die adligen Damen und Herren durch ihren Bildungsgang und die Forderungen der Gesellschaft verpflichtet, wenigstens ein Musik-Instrument zu spielen, und die Höchsten der Erde schlossen sich von dieser Sitte nicht aus. Elisabeth ging aber in ihrer Musikliebe weit über das damalige, schon an sich hohe Maß hinaus. Sie spielte das Virginal, eine Art von Clavier, das sogar nach der jungfräulichen Königin den Namen erhalten haben soll. Sie sang, schlug die Laute und ein anderes Saiten-Instrument, das sogenannte Poliphant; schließlich soll sie auch Geige gespielt haben, was übrigens nicht so unglaublich ist, als es uns heute scheint, denn im Mittelalter war die Geige ein Frauen-Instrument, wie die Malereien der Renaissance oft genug zeigen. Das Virginal-Buch der Königin, aus dem sie angeblich täglich gespielt hat, ist noch erhalten, und nach den schwierigen Stücken in ihm von Tallis, Bird, Dr. Bull u. a. zu urtheilen, müßte Elisabeth wohl eine recht geschickte Clavierpielerin gewesen sein.

Man bewahrt nun in England ein Instrument auf, das 1584 von der Königin Elisabeth in Helmingham Hall, dem Sitze der Familie Tollemache, zurückgelassen worden sein soll und sich jetzt im Besitze des Lord Tollemache in Bedfordton befindet. Es war wohl würdig einer so stolzen Königin. Die Form des guitaren- oder lautenartigen Instrumentes und seine Schnitzerei gehören mit zu dem Geschmacksvollsten, was überhaupt der Instrumentenbau hervorgebracht hat. Auf dem Boden breitet sich eine geschmigte Muschel wie ein Fächer aus, die in ihrer reizenden Ausführung dem Ganzen ein überaus künstlerisches Aussehen verleiht. Eine Inschrift am Rande nennt das Instrument Cymbalum decachordon (zehnsaitiges Cymbel) und besagt, daß es 1580 von Johannes Rosa in London gefertigt wurde. Man kennt diesen John Rose als Erfinder von Saiten-Instrumenten mit wunderlichen Namen, wie Daphneon, Pandora u. s. w., und an seiner Urheberschaft



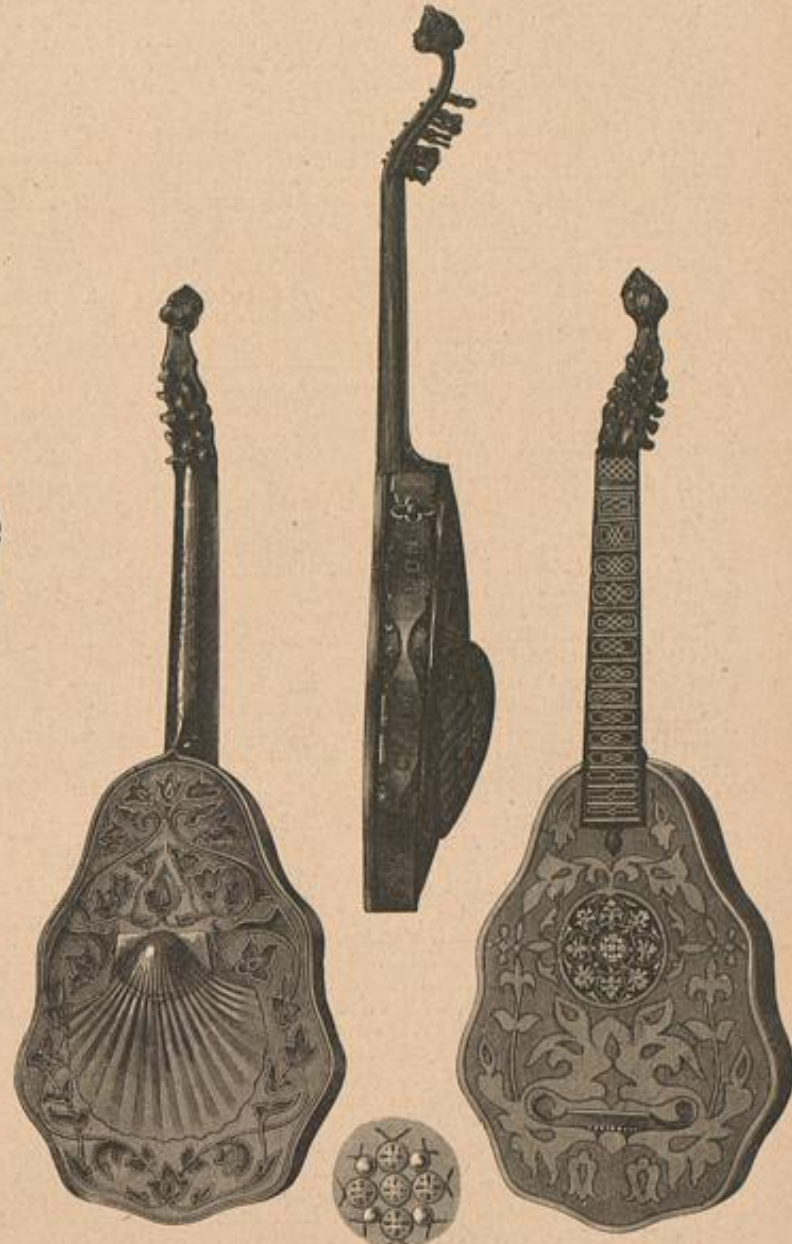
Cornemuse der Markgräfin von Bayreuth.



Laute der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg.



Harfe Maria Stuart's.



Laute der Königin Elisabeth von England.



Clavicymbel des Herzogs Alfonso II. von Ferrara. Berühmte Musik-Instrumente. — Siehe Seite 164.

kann auch bei dem Instrumente der Königin nicht gezwweifelt werden.

Die musikalischen Vögen, die unter Elisabeths Regierung in London nicht wenig hoch gingen, schlugen auch an Schottlands Gestade. Französische und italienische Musiker übersutheten die britische Insel und machten dort häufig durch ihre oft fabulose Geschicklichkeit ihr Glück. Bevor das Clavier sich seine Stelle als Mode-Instrument errang, waren es besonders die Lautenspieler, die das musikalische Leben der adligen Gesellschaft beherrschten. Man darf sich aber unter solch einem Lautenschläger nicht etwa einen fahrenden Musikanten in der Art der mittelalterlichen Baganten-Gesellen vorstellen, — eher sind sie mit den Minnesängern, den Troubadours, zu vergleichen. Die Lautenschläger waren seit der Renaissance-Zeit ebenso geabelt, wie das Lautenspiel und die Lauten-Composition. Es waren noble Virtuosen, die für die Tonkunst dasselbe bedeuteten, wie die ruhmüberladenen Geigen- und Clavier-Virtuosen unserer Zeit. Die Concerte, die sie in den Gesellschaftskreisen der großen Städte und an den Höfen veranstalteten, erzeugten einen Zusammenfluß aller Gebildeten, in dem sie selbst den umschmeichelten Mittelpunkt bildeten.

Ein solcher Minnesänger der Renaissance-Zeit war auch David Ricci oder Rizzio, — die Schreibart des in der Musikgeschichte häufig vertretenen Namens ist ungewiß. Italiener von Geburt (1540 in Turin als Sohn eines tüchtigen Musikers geboren), kam er mit dem Gesandten des Herzogs von Savoyen an den Hof Maria Stuart's, in deren Kapelle er als Sänger und Lautenist eintrat. Hier zog seine schöne Stimme und sein glänzendes Spiel gar bald die Aufmerksamkeit der Königin auf sich, und so sehr wußte er sich ihre Gunst zu gewinnen, daß sie ihn schließlich zu ihrem Geheimsecretär erhob. Ein solch schnelles und anscheinend unberechtigtes Glück erregte natürlich den Neid der Höflinge. Man verleumdete ihn beim

Könige, — und, mag es sein, daß Ricci allzusehr auf der Königin Gunst pochte, oder daß er sich, mehr als klug war, mit politischen Geschäften befaßte, — kurz, am 9. März 1666 drang Maria's Gemahl in ihr Zimmer und stieß den Sänger an ihrer Seite nieder. Ricci's Andenken lebte noch lange im schottischen Volke weiter, denn man schrieb ihm eine bemerkenswerthe Verbesserung der schottischen Musik und die Composition mehrerer noch jetzt gesungener schottischer Lieder zu. Kein Wunder also, daß man die Erinnerung an ihn in handgreiflichen Reliquien verkörpert erhalten sehen wollte. Die Gitarre, die Maria ihrem Günstling geschenkt haben soll, befindet sich im Besitz eines der hervorragendsten Instrumenten-Sammler, George Donaldson's in Great Stanmore. Sie ist reich verziert mit eingeleger Arbeit von Schildpatt, Perlmutter und Ebenholz; besonders hübsch sind die Wirbel, die die Form der französischen Lillie nachahmen. Auch die Harfe Maria Stuart's bewahrt man noch in Schottland auf. Sie ist eine der ältesten im harfenreichen Britannien und hat sicherlich die Zeiten der unglücklichen Königin erlebt. Es ist freilich nicht ein solches Meisen-Instrument, wie die unsrigen, und mag gerade genügt haben, eine Frauenstimme zu begleiten. Doch muß ihr Klang ziemlich kräftig gewesen sein, ähnlich dem unserer Rithern, denn ihre Saiten waren von Stahl und der Schallboden ziemlich breit, — ein Kennzeichen der schottischen Harfen aller Zeit.

Spricht man von der Kunst der Renaissance, so vergißt man dabei oft ungerechter Weise unser deutsches Vaterland. Gerade die Kunst des Instrumenten-Baues war aber hier zu dieser Zeit ungemein entwickelt. Daß damals die Kunst des Instrumenten-Spiels auch in Preußen geübt und beliebt war, daran mahnt uns u. a. eine Laute im Berliner Hohenzollern-Museum. Der Zeit nach zu rechnen, hätten wir hier das Instrument sogar an erster Stelle einreichen müssen, da es noch aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt. Ich meine die Laute der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Joachims I. von Brandenburg (1499 — 1535). Das schön ausgestattete Instrument hat sich später die Umwandlung zu einer sogenannten Theorbe gefallen lassen müssen, da man noch sieben längere Basssaiten angebracht hat. Das dürfte — nach den Ergebnissen der Instrumenten-Kunde — erst im 17. Jahrhundert geschehen sein, und daraus sieht man leicht, daß diese Laute wohl ein Jahrhundert lang benutzt worden ist. Die Instrumente im Hohenzollern-Museum beweisen uns zur Genüge, welchen Werth der brandenburgisch-preussische Hof auch schon vor der Zeit Friedrichs des Großen auf die Pflege der Tonkunst gelegt hat. Der Concertsänger der Königin Sophie Charlotte, König Friedrichs I. Gemahlin, ist von so hervorragender Schönheit und solcher Pracht der Ausstattung, daß man leicht auf den Platz schließen kann, den ihm die Königin in ihrem gesellschaftlichen Leben anwies. Wenn also König Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne, dem nachmaligen großen Fritz, untersagt haben soll, Musik zu hören oder gar selbst auszuüben, jedoch der Kronprinz gezwungen gewesen sei, seine Concerte heimlich im Freien und sogar in einem unterirdischen Gewölbe abzuhalten, so wird das wohl eine von den Fabeln sein, mit denen man Friedrichs romantische Jugend öfter als nöthig ausgeschmückt hat. Burney, der uns diese Geschichte berichtet, ist als englischer Zeitgenosse dafür wohl nicht eben die zuverlässigste Quelle. Hatte Friedrich doch schon von Jugend an beim Hof-Organisten seine Clavierunterricht und seit 1728 bei Quanz Flötenstudium. Auch seine Schwestern wurden von Jugend auf in der Musik unterrichtet. Die Handschriften der Prinzessin Anna Amalia in der Bibliothek des Joachimsthal'schen Gymnasiums und ihr der Musik gewidmetes Weisheitsleben legen dafür bereites Zeugnis ab. Hier geben wir im Bilde die Cornemuse der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, Friedrichs Lieblingschwester, wieder, — der Merkwürdigkeit halber; denn daß sich so hochgestellte Damen mit dem Flasen des — Dudelsackes abgaben, dürfte manchem neu sein. Doch will ich dazu einen Wilderungsgrund verratzen. Das schwierigste Geschäft beim Handhaben der Sackpfeife ist nämlich, den Sack mit Luft zu füllen, weil es eine große Lungenkraft erfordert; dies Geschäft besorgt hier aber ein Blasebalg, der mit dem Sack verbunden ist. Solche verbesserten Dudelsäcke nannte man Cornemuse; sie waren, als Damen-Instrumente, meist schön ausgestattet, und so ist es auch dieser, den ebenfalls das Hohenzollern-Museum der Nachwelt überliefert.

Die Vorliebe für den Klang flötenartiger Instrumente stand dem vorigen Jahrhundert viel näher als dem unsrigen. Man verlangte noch nicht rauschende Klang-Effekte, nicht gewaltige Tonmassen, kühne, leidenschaftliche und forttreibende Klangverbindungen, sondern man suchte die idyllischeren Gefilde der Tonkunst auf, welche beruhigten, statt aufzuregen, und die das Gefühl dahinschmelzen machten, statt es aufzurütteln und zu erschüttern. Auch Friedrichs des Großen, wie vieler fürstlicher Musiker seiner Zeit, Lieblings-Instrument war bekanntlich die Flöte, die ihn überallhin begleitete, und deren Studium er einen verhältnißmäßig großen Theil seines arbeitsvollen Lebens widmete. Sein Spiel soll besonders im Adagio ergreifend gewesen sein; für schnelle Sachen fehlte es ihm begreiflicher Weise an der Fertigkeit des Percussionisten. Da er selbst auf seinen Kriegszügen nicht vom geliebten Flötenspiele lassen mochte, so folgte ihm überallhin wenigstens ein Musiker zur Begleitung seiner Solt auf dem Claviere.

Das Clavier, dessen Friedrich der Große sich dabei bediente, war aber ganz eigener Art. Bestimmt, selbst unter den ungünstigsten Transport-Verhältnissen mitgenommen zu werden, mußte es natürlich möglichst wenig Raum einnehmen. Wie geschaffen zu solchem Transporte auf einer Reisesaite war Friedrichs Clavocin brissé, das ein Pariser Clavierbauer Marius erfinden hatte: ein Flügel ohne Beine, dessen Claviatur sich in den Kasten hineinschieben läßt, und das, wenn man es wie ein Buch zusammenklappt, nicht größer als ein Reiseskoffer ist. Das höchst seltsame und ingenieus Stück befindet sich in der königl. Musik-Instrumenten-Sammlung zu Berlin.

Die Musikliebe theilte Friedrich mit dem Hofe in Wien. Auch hier war sie seit Kaiser Max I. alleingeherrscht; viele der Habsburger, wie Ferdinand III., Leopold I., Josef I., Karl IV., waren nicht nur eifrige Instrumenten-Spieler, sondern sogar nicht unbedeutende Componisten. Die kaiserlichen Kinder wurden sämmtlich in Musik unterrichtet, und Karl IV. war im Stande, seinem Hofe Musikstücke zu bieten, bei denen die Mitglieder der kaiserlichen Familie die Hauptrollen der Unterhaltung trugen. So z. B. wurde 1724 am Hofe eine Oper aufgeführt, wobei die ältesten Herzoginnen, Maria Theresia und Maria Anna, auf dem Theater sangen, und der Kaiser die

ganze Oper auf dem Clavier begleitete. Kein Wunder also, daß Maria Theresia sich zur perfecten Sängerin ausgebildet hatte, als sie den Kaiserthron bestieg. Die bedeutende Instrumenten-Sammlung des Brüsseler Conservatoriums besitzt einen Kieflügel, den die Firma Studt & Broadwood in London 1773 für die Kaiserin anfertigte. Merkwürdiger Weise hatte übrigens wenige Jahre vorher (1766) dieselbe Firma auch Friedrich dem Großen ein ähnliches Clavichymbel bei Gelegenheit des Sieges von Prag gewidmet, das noch jetzt im Hohenzollern-Museum aufbewahrt wird.

Nachdruck verboten.

Hans Sachs.

Ein Gedenkblatt zur 500jährigen Wiederkehr seines Geburtstages.
Von Rudolph Gené.

Siehe die Illustrationen auf Seite 161.

Am 5. November 1494 geboren, war Hans Sachs der letzte unter denjenigen Nürnbergern, deren Ruhm mit der Herrlichkeit und geschichtlichen Bedeutung ihrer Vaterstadt unzertrennlich verbunden blieb. Der älteste von den großen Künstlern aus der Nürnberger Blüthezeit war der Holzbildhauer Veit Stosch, geboren 1450. Peter Vischer, der Ergießer und Bildner, und Adam Kraft, der Steinmetz, vielleicht der genialste und schöpferischste unter allen, standen beide schon in ihrem vierzigsten Lebensjahre, als Hans Sachs geboren wurde. Albrecht Dürer zählte um mehr als zwanzig Jahre weniger als die Genannten, aber er war im Jahre der Geburt des Volksdichters schon als dreiundzwanzigjähriger Jüngling von seiner ersten Kunstreise aus Deutschland zurückgekehrt, um sich dann in Nürnberg zu verheirathen. Von den Männern der Wissenschaft war der große Humanist Willibald Pirtheimer etwa in gleichem Alter, wie sein von ihm unzertrennlicher Freund Dürer. Alle die Genannten, von denen Peter Vischer und Veit Stosch ein hohes Alter erreichten, befanden sich bereits auf der Höhe ihrer schöpferischen Thätigkeit, als der jugendliche Hans Sachs erst noch im aufsteigenden Fluge begriffen war. Zudem kam noch, daß in dieser Zeit Nürnberg nicht nur in seiner Gewerbetätigkeit und in seinem Welthandel, sondern auch in seiner politischen Bedeutung mit Recht für eine der hervorragendsten und in seiner republicanischen Verfassung ausgezeichnetsten Städte im deutschen Reiche galt.

Es mußte in der That ein fruchtbarer, zur üppigsten Entwicklung vorgeschrittener Boden sein, auf dem eine so merkwürdige und in der Cultur-Geschichte des deutschen Volkes einzige Erscheinung, wie die des Hans Sachs, möglich ward.

Als der Sohn des Schneiders Jörg Sachs und als das einzige Kind seiner Eltern war Hans in einer schlimmen Zeit zur Welt gekommen, denn eine furchtbare Epidemie, die damals als „geschwinde Krankheit“ bezeichnete Cholera, raffte in Nürnberg viele Tausende von Menschen hinweg. Aber die gesunde Natur, die dem Hans bis in sein Alter verblieben war, widerstand dem feindlichen Gescheh. — Nachdem der Knabe Hans einige Jahre in einer der damals schon gegründeten „Lateinschulen“ verbracht hatte, kam er in seinem 15. Lebensjahre zu einem Schuhmacher in die Lehre, gleichzeitig schon große Neigung zum Meistergesange zeigend, in welcher Kunst ihn der Leinweber und Meisterfinger Lienhard Runnenbeck unterrichtete. Nach genossenem Schulunterricht hatte er dann die für die Ausübung seines erwählten Handwerks nöthigen Wanderjahre durchzumachen.

Die Wanderjahre der Handwerker erstreckten sich zu seiner Zeit über ein weites Gebiet und einen großen Zeitraum. Hans Sachs bereiste zunächst Regensburg, dann mehrere österreichische Städte, wandte sich danach westwärts nach München und über Würzburg nach Frankfurt am Main, von wo aus er die Rheinstädte besuchte.

Als er nach fünfjährigem Wandern nach seinem geliebten Nürnberg zurückkehrte, brachte er daher einen großen Schatz von Erfahrungen mit. Bei seinem hellen Blick für alle Lebensverhältnisse und seinem tiefen sittlichen Gefühl war er unaufhörlich bestrebt, seine Kenntnisse durch eifriges Lesen in den ihm zugänglichen guten Büchern zu erweitern.

Schon im Anfange seiner Wanderjahre hatte er sich in mehreren Meisterliedern nach den „Tönen“ anderer Meister versucht und auch bereits ein paar eigene „Töne“ erfunden. Unter Ton oder Weise verstand man sowohl die durch die große Mannigfaltigkeit der verschiedenen Verslängen und der Reime charakterisirte Form in Strophenbau, wie auch die damit zugleich gegebene Gesangsweise. Auf eine Charakterisirung des Meisterliedes mit den zahllosen künstlichen Formen, wie auf die darin herrschenden Gesetze und Gebrauche kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen. In meinem umfassenden Werke über Hans Sachs*) habe ich sowohl über die dichterischen Formen, wie auch über die nicht zu unterschätzende musikalische Seite des Meistergesanges ausführlich berichtet, sowie ich dort auch von den Lebensverhältnissen des Hans Sachs, namentlich im Zusammenhang mit seiner Zeit und mit den Verhältnissen seiner Vaterstadt, eine möglichst vollständige Darstellung gegeben habe. Hier möge danach nur das Wichtigste zu einem gedrängten Bilde seines Wesens vereinigt sein.

Im Jahre 1519 hatte der fünfundzwanzigjährige Hans Sachs in Nürnberg als Schuhmacher sein Meisterstück gemacht, zugleich aber auch nach einer Ehefrau sich umsehen müssen; denn die damaligen Bestimmungen im Handwerksrecht verlangten, daß niemand sein Recht als Meister ausüben dürfe, wenn er nicht auch zugleich eine Frau Meisterin präsentiren konnte. Als solche hatte Hans Sachs Kunigunde Kreuzerin erwählt, eine Waise aus dem auf nürnbergischem Gebiet gelegenen Städtchen Wendelstein. Von seinem Vater hatte er als Heirathsgut dessen Haus in der ehemaligen Kotgasse (der heutigen Brunnengasse) erhalten, und mit Eifer hatte er sich seinem Handwerk hingegen, das jetzt nicht nur ihn, sondern die nun auch zu gründende Familie erhalten sollte. Seine Beschäftigung mit den Mäusen trat zunächst für mehrere Jahre ganz auffallend in den Hintergrund. Er hatte bis zu diesem Zeitpunkte neben seinen Meister-

liedern auch schon mehrere „Spruchgedichte“ geschrieben. So nannte man zum Unterschied von den Meisterliedern die Gedichte, die nicht zum Singen, sondern zum Sprechen waren. In den Jahren 1517 und 1518 waren auch bereits seine ersten, aber noch recht dürftigen Fastnachtsspiele gedichtet. Wenn er von dieser Zeit an die Feder Jahre lang ruhen ließ, so lag dies, außer an seiner Sorge für den Hausstand, auch noch an einem andern Grunde. Es waren dies die von Wittenberg ausgehenden weltgeschichtlichen Ereignisse, die sein ganzes Denken und Empfinden so in Anspruch nahmen, daß vorläufig kaum etwas anderes in seinem Gemüthe Platz fand. Diese Jahre sind recht bezeichnend für die strenge Gewissenhaftigkeit des trefflichen Mannes. Denn er gehörte nicht zu jenen Stürmern, die gleich am liebsten alles über den Haufen werfen wollten; sondern er nahm die Sache ganz mit dem frommen Ernste sich zu Herzen, der sein ganzes Wesen so auszeichnete. Er wollte vor allem sich eine eigene und feste Ueberzeugung schaffen, ehe er den ersten Schritt that. Jahre lang machte er sich, neben seinem eifrigen Studium der Bibel, mit allen Schriften Luther's vertraut, von denen er (wie das von ihm geschriebene Verzeichniß seiner Bibliothek nachweist) ganze Convolute in mehreren Bänden besaß. Als er endlich mit sich im Reinen war, da legte er sein Glaubensbekenntniß für die Sache Luther's ab, in seinem großen, 700 Verse langen Gedichte von der „Wittenbergischen Nachtigall“, das ebenso durch seine umfassenden Kenntnisse wie durch seine Beherrschung des ganzen deutschen Sprachschatzes in Erstaunen setzt. Im folgenden Jahre (1524) ließ er dann einige seiner populär-theologischen Disputationen folgen, — die einzigen Prosa-Schriften unter den vielen Tausenden seiner Dichtungen.

In der großen Masse seiner dichterischen Erzeugnisse, die erst von diesem Zeitpunkt an mit jedem Jahre reichlicher aus seiner Feder flossen, behandelte er alle Stoffe, die bei einem eifrigen Studium der ganzen Literatur seiner Zeit sich ihm darbieten, sowohl für dramatische und erzählende Spruchdichtungen, wie auch für Meisterlieder, ohne eigentlich nach der Beschaffenheit des Stoffes die Gattung zu bestimmen. Denn für die Unterschiede zwischen episch, dramatisch oder lyrisch besaß er kaum eine Empfindung. Ihm kam es immer nur darauf, alles das, was er selbst für seine Kenntnisse neu erworben hatte, so rasch wie möglich auch für die weiteren Kreise des Volkes in seiner Auffassung der Dinge zu verbreiten. Er verfolgte dabei entweder den Zweck zu belehren und zu unterhalten, oder — was bei ihm immer der Haupttrieb war — zu moralisiren, Liebe zur Tugend und Abscheu gegen die Laster zu erwecken. Seine Lehrhaftigkeit und seine Neigung zum Moralisiren, die bei ihm seinem so starken Rechtslichkeitsgefühl und seinem makellosen Charakter entsprang, verleugnete sich niemals, auch nicht in seinen burlesken Fastnachtspielen und Schwankgedichten.

Aus allen Dichtungen des Hans Sachs treten uns auch die Borzüge und Tugenden seines Charakters, die Liebenswürdigkeit seiner Person überzeugend entgegen. Seine wohlgeordnete Häuslichkeit, ebenso wie einzelne Gedichte, die sich auf seine Frau Kunigunde beziehen, lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß sein eheliches Verhältniß ein glückliches war. Seine häufigen scharfen Angriffe auf böse Weiber kamen nicht aus seinen persönlichen Erfahrungen, sondern aus seinen Beobachtungen der ihm umgebenden Verhältnisse. Außerdem ist dabei zu beachten, daß die humoristischen Angriffe gegen das weibliche Geschlecht ein Recht — oder auch Unrecht — des Humors überhaupt waren. Hans Sachs aber zeigte auch in dieser Beziehung einen merkwürdig scharfen Blick für wirkliche Schwächen. Wie köstlich hat er z. B. in seinem Spiel: „Wie Gott der Herr Adam und Eva ihre Kinder segnet“ in der Gestalt der Eva die weibliche Natur mit einigen feinen humoristischen Zügen dargestellt! Mit welchem treffenden Witz und feinen Humor hat er in seinem lebenswichtigen Gedichte vom „Bitter süß ehlich Leben“ seine eigenen Erfahrungen im Ehestande dargelegt! Mit seiner Kunigunde war er 41 Jahre verheirathet, bis sie ihm 1560 durch den Tod entrisen wurde. Aus seinem tief empfundenen Gedichte, das er nach ihrem Tode ihr widmete, erfahren wir auch, daß in dieser Zeit Hans Sachs schon alle seine sieben Kinder (zwei Söhne und fünf Töchter) durch den Tod verloren hatte. Es war denn auch wohl nach dem Tode seiner Kunigunde die Verträubnis seiner gänzlichen Vereinsamung, die ihn bestimmte, noch in seinem 67. Lebensjahre sich eine zweite Frau zu nehmen, ein junges Mädchen, Barbara Harscherin, die er bald darauf in seinem Gedichte „Künstlich Frauenlob“ mit aller Zärtlichkeit eines liebenden Jünglings und voll Bewunderung ihrer Tugenden und ihrer „Ehrenfestigkeit“ besang.

Im Jahre 1556 hatte er in einem Spruchgedichte bereits hergeköhlt, was er bis dahin an Meisterliedern, Spruchgedichten, Komödien und Tragödien geschrieben, wobei er ausdrücklich bemerkte „neben meiner Handarbeit.“ Seine Meisterlieder waren durch ihn selbst nie in den Druck gegeben, denn diese sollten nur handschriftlich in den Singeschulen niedergelegt werden. Von seinen Spruchgedichten hingegen waren schon viele Hunderte in Einzeldrucken verbreitet worden; es erschienen dabei gewöhnlich zwei bis drei Gedichte zusammen in einem kleinen Quart Hefte. Endlich aber machte er sich auch daran, alles was er in seine geschriebenen Folianten eingetragen hatte, für den Druck zu ordnen, und so erschien 1558 der erste starke Folio-Band der alten Nürnberger Ausgabe, dem dann zwei Jahre später ein zweiter Band und im Jahre 1561 ein dritter Band folgte. Was er noch Ungedrucktes — ganz abgesehen von seinen 16 geschriebenen Bänden Meisterlieder — in seinen 18 handschriftlichen Folianten Spruchgedichte gesammelt hatte, war so viel, daß aus dem Vorhandenen nach seinem Tode noch ein vierter und fünfter Band in Folio herausgegeben werden konnte, und doch sind viele Hunderte seiner Gedichte, darunter auch einige Fastnachtsspiele und Tragödien, noch ungedruckt geblieben.

Erst Mitte der sechziger Jahre wurde seine dichterische Production merklich schwächer und spärlicher; er selbst hatte schon vorher wiederholt mit Befürmerniß sich darüber ausgesprochen, weil er in allem seinem Dichten nur den Zweck sah, Gutes zu wirken.

Als er in einem 1567 geschriebenen Gedichte, das er selbst als seinen Abschied (Valets) bezeichnete, wieder eine Ueberschau über seine sämmtlichen Dichtungen hielt, konnte er 208 dramatische Dichtungen zählen, 1700 andere (zum Theil sehr große) Spruchgedichte und 4275 Meisterlieder!

An der Seite seines jungen Weibes durfte Hans Sachs fünfzehn Jahre leben. Noch im Jahre 1573 hatte der achtundsechzigjährige Mann in sein letztes Spruchgedicht einige Verse eingetragen, die er seiner „lieben Hausfrauen Barbara

*) Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Culturbild aus der Zeit der Reformation von Rudolph Gené (Leipzig 1894, Verlag von J. J. Weber). Groß-Octav 524 Seiten, mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften, sowie Notenbeilagen von Meisterliedern.

Sechsin" widmete, und worin er sie zur christlichen Geduld und Frömmigkeit ermahnt.

Unter den vielen Bildnissen von ihm sind nur zwei als vorzüglich anzuerkennen. Das eine ist der schöne, große Holzschnitt vom Jahre 1545, der ihn noch auf der Höhe seines kräftigen Mannesalters darstellt; das andere wurde in seinem letzten Lebensjahre von Herneisen in Nürnberg gemalt und von Jost Amman, der schon mehrere Jahre früher nach Nürnberg übergesiedelt war, in Kupfer radirt. Dieses ausdrucksvolle Bildniß des 81 jährigen Greises ist denn auch für die meisten späteren Bildnisse des alten Hans Sachs das Vorbild geblieben. Es ist der ehrwürdige Kopf eines Weltweisen, — und das ist Hans Sachs, trotz seines bescheidenen Standes, durch die Klarheit und Gesundheit aller seiner Anschauungen, durch scharfe Beobachtung und durch die unvergleichliche Reinheit seines Herzens gewesen.

Nachdruck verboten.

Das Schöne in der Mode.

Plauderei von Valduin Groller.



Das Moderne ist schön, das Unmoderne häßlich. Es hat einen kurzen, aber schrecklichen moralischen Kampf gelitten, meine Gnädigste, bevor ich den Mut fand, den fundamentalen Kernsatz hinzusetzen, der jetzt an der Spitze dieser Zeilen steht und sie zielt. Nicht etwa, daß ich nicht selbst an ihn glaube und unverbrüchlich zu ihm hielte, — o, ich würde es nicht wagen, Ihnen mit einer anderen Philosophie unter die Augen zu treten, — aber, wenn man ein friedfertiger Mensch ist, sucht man nicht gern Händel, und nun gar mit Philosophie-Professoren. Daß die Schulweisheit sich gegen einen so unphilosophischen Satz empören muß, liegt ja auf der Hand. Denn unphilosophisch ist der Satz und unlogisch, wie er kaum noch unlogischer sein kann. Machen Sie doch gefälligst selbst die einfache Probe darauf: Das Moderne ist schön; das Moderne ist morgen oder nach einem Jahre unmodern, und nun ist es häßlich. Das ist doch zu dumm! Was ist es nun, ist es schön oder häßlich? Ich könnte zwar auf eine Analogie hinweisen und sagen, daß jede Schönheit endlich altert, und daß ein junges Mädchen, das heute sehr schön ist, es nicht auch notwendig nach fünfzig Jahren noch sein wird, aber mit so einer Analogie wäre nicht viel gewonnen, einfach weil sie auch unlogisch ist. Warum sie das aber ist, das zu ergründen, kann ich getrost Ihnen selbst überlassen.

Unser Satz ist also unphilosophisch und unlogisch, ach, so unlogisch — und dabei doch so wahr und so richtig!

Gnädigsternweise habe ich es nicht mit Philosophie-Professoren zu thun, sondern mit Ihnen, meine Gnädigste, und das — staunen Sie! — ist mir auch viel lieber; — man hat so seine kleinen Schwächen! Mit Ihnen bin ich, das weiß ich von vornherein, — leugnen Sie nichts, beschönigen Sie nichts, schränken Sie nichts ein, — eines Sinnes.

Man beugt sich nicht immer leicht und gern vor den neuen Anforderungen der Mode; schließlich thut man es doch, weil man muß, weil es nicht anders geht. Dann kommt man schön langsam dazu, über die abgethane Mode zu lächeln und einzusehen: unmodern sein, heißt geschmacklos sein.

In der That, die abgethane Mode ist niemals schön, und fast niemals trifft sie auch das Lächeln, das wir ihr nachträglich widmen, unverdient. Dabei haben Sie natürlich wohl beachtet, daß wir hier immer nur von Mode und Toilette, nicht aber von Trachten und Kostümen sprechen.

Ich bin kein Unmensch, kein Barbar; ich bin unter gebildeten, frommen und zartfühlenden Menschen aufgewachsen und forche daher nicht indiscret, wie weit etwa Ihr persönliches Erinnerungs-Vermögen für Mode-Angelegenheiten zurückreicht, aber im allergünstigsten Falle reicht es weit genug, um Sie zu einem Lächeln zu veranlassen über all das, was auch Sie schon, trotz Ihrer Jugend, im Punkte der Mode haben mitmachen müssen. „Vergelt's Gott, es ist gern geschehen,“ meinen Sie. Zugestanden, aber gelächelt haben Sie doch!

Daß Sie alles mitgemacht haben, rechne ich Ihnen weder zum Verdienst noch zum Verbrechen an, — Sie konnten nicht anders. Der Mode gegenüber giebt es keine bessere Einsicht, kein Minoritäts-Votum, kein Separat-Gutachten und auch keine Appellation; gäbe es irgend etwas von dem, so gäbe es auch schon keine Mode mehr. Ich möchte sagen, daß es nicht einmal vom eigenen freien Willen abhängt, ob man sich ihr unterwerfen will oder nicht, — man muß.

Das Moderne ist schön, das Unmoderne häßlich. Trotz aller mangelnden Logik (s. oben) scheint nichts selbstverständlicher zu sein. Daß das Unmoderne häßlich ist, leuchtet jedem ohne weiteres von selbst ein, der in veralteten Modebüchern blättert. Daß aber das Moderne schön ist, dafür sollte eigentlich doch ein Beweis-Apparat in Function gesetzt werden. Das wäre aber eine sehr umständliche und weitschweifige und für unsere speciellen Zwecke herzlich überflüssige Sache. Vor einer solchen Beweisführung müßten wir erst den Begriff des Schönen feststellen und definiren. Wozu aber all das und noch andere ähnliche langweilige Sachen? Wer zweifelt denn, und wen hätten wir zu überzeugen! Sie, meine Gnädigste, theilen ja meine Ansicht über die Mode, und die Philosophie-Professoren werden wir doch nicht beschren. In allem Ueberflusse haben wir ja auch eine ausreichende und classische Definition des fraglichen Begriffes: Schön ist, was gefällt. Diese Definition paßt vorzüglich für uns und wir können gar keine andere brauchen.

Eine ganz andere und viel wichtigere Frage hat uns hier zu beschäftigen, eine Frage, die direct auf das Geheimniß der Schönheit in der Mode losgeht, — woher es denn eigentlich komme, und wie es sich erklären lasse, daß uns die Mode von heute gefällt, und die von gestern mißfällt? Daß dem wirklich so ist, das beweist die jeweilige Herrschaft der Mode, und das ist doch eigentlich eine merkwürdige Sache. Die abgethane Mode hat uns einmal gefallen, jedensfalls erschien sie bei weitem gefälliger, als sie jetzt dem zurückgewendeten Blicke erscheint. Was ist schuld an der Wandlung der Anschauung; liegt das an der Mode oder an uns?

Meine Gnädigste, wir müssen einen kleinen Umweg machen. Wir haben neulich eine ganze Sammlung von Moment-Photographien durchgesehen, und dabei sind Ihnen, gerade so wie mir, ganz merkwürdige Dinge aufgefallen. Vorzugsweise interessant und merkwürdig waren uns jene Bilder, welche uns

Menschen oder Thiere in der Bewegung zeigten. Wie komisch das alles aussah! Da war ein Pferdegesprung gleich in vierundzwanzig Theile zerlegt. Der Apparat für die Moment-Photographie vermag eben von einem Sprunge, vom Absprung bis zur „Landing“, Duzende von verschiedenen Bewegungs-Phasen festzuhalten. Das Sonderbarste bei der Geschichte aber ist, daß gewöhnlich keine einzige jener Darstellungen und den Pferdegesprung so zeigt, wie wir ihn sehen, und wie er gewöhnlich gemalt wird. Wie geht das zu, wie hängt das zusammen, was geht da vor? Die Sonne läßt doch nicht; die Bilder, die sie liefert, sind doch nicht unrichtig, — warum zeigt sie uns den Vorgang anders, als wir ihn sehen?

Sehr einfach! erwidern Sie. Die Bewegung ist zu rasch, als daß wir sie so genau mit unserem unvollkommenen Gesichtssinn in allen ihren Theilen verfolgen könnten.

Diese Erklärung hat ja viel für sich, und sie ist mir auch schon von berufener naturwissenschaftlicher Seite entgegengehalten worden. Man verwies mich auf die rasch dahintrollenden, im Sonnenschein glitzernden Wagenräder, deren einzelne Speichen unser Auge auch nicht wahrzunehmen vermag, während die Moment-Photographie wohl im stande ist, sie uns fein säuberlich gesondert und abgegrenzt zu zeigen.

Und doch befriedigt solche Erklärung mich nicht; ich halte sie nach wie vor für unzureichend. Denn die Moment-Photographie zeigt uns auch langsame und bedächtige Bewegungen anders, als wir sie in Wirklichkeit zu sehen pflegen und auf Bildern dargestellt finden. Sehen Sie Sich Moment-Photographien vom Straßenleben an; sie finden dort gravitatisch ausstreichende Herren, laufende Schusterbuben, lastentragende Dienstmänner, und alle sind in Haltung und Bewegung so eigenthümlich, unseren gewohnten Eindrücken gegenüber so sonderbar und so ganz anders, als wir es auf den Darstellungen der Zeichner und Maler zu sehen gewohnt sind. Der ruhige Schritt eines würdigen Herrn ist aber doch sicher keine so blystünke Action, daß wir ihr mit dem Auge nicht sollten folgen können. — Und doch zeigt uns die Moment-Photographie eine so fremdartige Bewegung!

Und dann! Es ist wahr, der Pferdegesprung stellt eine rasche Bewegung vor, und es ist unbestreitbar, daß er sich aus einer unzähligen Menge von Bewegungs-Phasen zusammensetzt; aber es liegt gar kein Grund vor, zwischen diesen Bewegungselementen besondere Unterschiede zu machen und anzunehmen, daß die eine Gruppe derselben sich weniger rasch vollziehe und daher leichter zu beobachten sei als die andere. Warum sollten wir also immer nur jene Gruppe von Bewegungen wahrnehmen, die wir nun einmal immer sehen, und die immer gemalt werden? Es giebt noch eine Antwort, die aber gewiß auch Sie nicht befriedigen wird: Wir sehen thatsächlich alle einzelnen Bewegungen, aber gemalt und gezeichnet werden nur jene, die schön sind. — Die Antwort ist in der That unbestreitend. Die Moment-Photographie zeigt uns allerdings Stellungen, die uns nicht schön erscheinen wollen, und die uns fremdartig und seltsam anmuthen, schließlich aber doch nur darum, weil sie unserem Auge ungewohnt sind, da wir sie niemals zuvor in der Natur selbst gesehen haben.

Das giebt — immer berücksichtigt, daß die Sonne nicht lügt — doch zu denken.

Gehen wir weiter. Als der größte Künstler erscheint uns mit Recht der, der neben einigen anderen sehr wesentlichen Vorzügen auch den für sich hat, daß er der Wahrheit am nächsten kommt. Ist es Ihnen noch nicht aufgefallen, daß der größte zeitgenössische Maler, Adolf Menzel, stellenweise ganz erstaunlich an die Moment-Photographie erinnert? Wie die Leute auf irgend einem fernem Straßenbilde gehen und stehen, das ist rein, als wären sie durch den Blyt-Photographen auf die Leinwand gebannt worden. Man muß aber auch verfolgen, wie Menzel arbeitet. Wenn er z. B. die Hand eines Stempelschneiders zu malen hat, da zeichnet er davorst unzählige Detailstudien dieser Hand. Das wird dann aber auch nicht nur eine schlechthin schneidende oder gravirende Hand, die ebenjogut zu einem Holzschneider oder Kupferstecher gehören könnte, sondern ganz speciell die charakteristische und eigenthümliche Hand des Stempelschneiders. So hat auch Raphael, wenn er Menschen in der Bewegung darstellen wollte, zuvor erst mit eifernem Fleiß Hunderte von Detail-Studien gezeichnet. Unermüdet ist er darin, am lebenden Modell die Bewegung des Fußes und des Knöchels beim Gehen in gewissenhaften Zeichnungen festzuhalten.

Und doch, wie anders sieht Raphael und wie anders Menzel, trotzdem daß beide dasselbe ernste Streben nach Wahrheit haben! Wir sind bald am Ziel; nur noch einige kleine Unbegreiflichkeiten. Albrecht Dürer hat doch gewiß zeichnen können, wie nur irgend einer, und Lucas Kranach und Hans Holbein haben doch, sollte man meinen, ihre Sache auch verstanden. Vergleichen Sie nun einmal eine nackte Figur, die diese nach der Natur gemalt haben, mit einer solchen von Titian oder Correggio oder sonst einem großen Meister. Sei es nun eine Eva oder eine Venus; alle haben ihr Bestes gegeben, alle wollten sie die Schönheit wiedergeben, und alle haben sich bemüht, treu nach der Natur zu arbeiten, und doch, welche ein himmelhoher Unterschied!

Legen Sie einem Kenner Darstellungen einer nackten Figur, — wir wählen absichtlich dieses Beispiel, damit nicht durch Tracht oder sonstige Aeußerlichkeiten Behelfe für das Urtheil geboten werden, — aus den verschiedensten Kunst-Epochen vor, und sein kundiges, sachverständiges Auge wird mit unfehlbarer Sicherheit bestimmen können, wo und wann dieses und jenes Bild entstanden ist.

Ja, das macht der Stil! rufen Sie aus. Ganz richtig, mehr behaupte auch ich nicht. Und nun nähern wir uns dem Ende, und nun glaube ich auch, uns durch das Vorstehende das Geheimniß der Schönheit der Mode einigermaßen enthüllt zu haben.

Durch den Stil drückt sich die Anschauungsweise einer Zeit- oder Kunst-Epoche aus. Wir alle stecken aber in unserer Zeit, aus der wir ebenjowenig heraus können wie aus unserer Haut. Wir sehen also nicht absolut richtig, sondern befangen und beeinflusst von der Anschauungsweise und den Schönheitsbegriffen der Epoche, in welcher wir leben. Unser Schauen ist kein originales, sondern ein conventionelles; kein ursprüngliches, sondern ein anezogenes, — und so war es zu aller Zeit. Lucas Kranach hätte seine Schönheit ebenjogut auch schöner malen können, er mußte sie aber malen aus der Anschauung und aus den Schönheitsbegriffen seiner Zeit heraus, und er konnte gar nicht anders. So sehen auch wir den Pferdegesprung im Banne der Convention nicht wie er ist, sondern wie wir

uns von hundert und tausend Bildern haben eintreden lassen, daß er sei. Jetzt freilich sieht uns die Moment-Photographie den Staar, und es wird wohl nicht viel Zeit darüber vergehen, daß uns ihre Bilder nicht mehr fremdbartig und unschön erscheinen werden, denn nothwendig werden auch Zeichner und Maler ihre Offenbarungen berücksichtigen müssen.

Einen schier unwiderleglichen Beweis von der Macht der Convention habe ich in dem Atelier eines unserer berühmtesten Pferdemaalers erhalten. In seinen Skizzenbüchern blätternd fand ich aus seiner frühesten Epoche Zeichnungen, die in geradezu frappirender Weise an die verwilderten Stellungen der Moment-Photographie erinnerten. Diese hatte der geniale Künstler noch ganz unbeflügelt von jeglicher Schule in seinem künstlerischen Naturbuthentum mit ursprünglicher Treue der Natur abgelauscht. Er hatte einfach gezeichnet, wie und was er gesehen hatte. Dann kamen die Professoren und bemerkten mit überlegenem Lächeln, daß ein Pferd doch nicht so springe; darauf machte er es, wie es die Professoren machten, und wie auch wir es durch das ewige Professorenthum zu sehen gelernt haben.

Die Anschauungsweise einer Zeit und eines Volkes ist nun nichts Starres und nichts Unwandelbares. Ihre großen Wandlungen drücken sich durch das imponirende Wort Stil aus, die leisen und leichten Uebergänge vielleicht durch die Mode. Wie sich aber die Mode ändert, so ändern auch wir uns. Wir sehen heute anders, als wir gestern gesehen haben, und so kann es kommen, daß wir heute mittheilend belächeln, was uns gestern sehr wohl gefallen hat. So schreiten wir über die einzelnen Stufen, welche die Mode markirt, zu einem neuen Stil empor, und wir sind nicht davor geschützt, daß unsere Schönheiten einer ferneren Zeit nicht ebenso eckig erscheinen werden, wie uns die eines Lucas Kranach. — Wie der Stil und alle Kunst, ist auch die Mode nur ein sichtbarer Ausdruck des Zeitgeistes und der herrschenden Anschauungsweise, und nur in diesem Sinne wird sich wohl das Geheimniß und die Schönheit der Mode erklären lassen. Seien wir also bescheiden und lächeln wir nicht allgütig über die Mode; wenn dabei überhaupt etwas lächerlich ist, so sind wir es vielleicht mehr als die Mode.

Nachdruck verboten.

Parke-Anlagen für Singvögel.

Von L. von Münchhausen.



Mein liebste Freundin! Du erkundigst Dich in Deinem letzten Briefe, welche Anpflanzungen geeignet seien, um Singvögel in Deinen Garten zu loden, und diese Frage, deren Erörterung für jede Jahreszeit angebracht ist, läßt mich alle angeborne Schreibfaulheit überwinden; sind doch die gesiederten Sänger auch meine Lieblinge, und bilde ich mir doch ein, eine Virtuofin im Anlegen von Parks zu sein.

Eigentlich dürftest Du aber solche Frage gar nicht stellen; eine so tüchtige Hausfrau und lebenswürdige Wirthin weiß ja schon die Antwort! Es ist mit den Vögeln nicht anders als mit den Menschen: will man es ihnen Gutes so recht behaglich machen, — und wer verstände das besser als Du? — so sorgt man erstens für ein gutes Bett, zweitens für gutes Essen, und drittens läßt man keine Gäste machen, was sie wollen. Aber Scherz beiseite, — soll ich nun diesen Grundsatz auf unsere heimischen Vögel übertragen, so müssen wir zunächst sorgen für gute Gelegenheiten nicht nur zum Nesterbauen im Sommer, sondern auch zum Schutz für die hierbleibenden vor den Unbilden der Witterung im Winter; ferner für solche Pflanzen, die durch Dornen, Nadeln und dichtes Geranke geeignet sind, allerlei Raubzeug, Raben, Biesel, Iltis, Martern und dergleichen Fressern, den Zugang zu den Nestern zu erschweren; endlich für Gewächse, deren Früchte von den Vögeln gern geerntet werden, wobei wir wieder besonders auch jene Arten berücksichtigen müssen, die an ihren zähren Stielen die Beeren den ganzen Winter hindurch festhalten und dadurch in der bösen Zeit unseren kleinen Freunden den Tisch bedien helfen. Dies alles sind Erfordernisse, die von Büschen besser als von Bäumen erfüllt werden, und so finden wir thatsächlich die Nester sehr vieler Singvögel in Gebüsch und Hecken, überall dort, wo die Keste recht dicht sind, und häufig unvorsichtig niedrig über der Erde. Doch daß wir uns nun recht verstehen, Liebste, mit Büschen kommt Du trotzdem an Deinem Bache nicht aus, man muß auch Bäume dort sehen. Fange gleich einmal an und setze Sorbus aucuparia (Vogelbeere, Eberesche) auf die Liste. Was würden denn die Drosseln von Dir denken, wenn dieser schönste Baum nicht seine rothen Beerendolben wie ebenjowilg lodend ausgehängte Wirthshauschilder ins Land hinein leuchten ließe? Auch ohne die gemeine Fichte (Kothanne) wird es nicht abgehen, die neben der Eibe (Taxus baccata) und einigen der ordinären Lebensbäume (Thuja occidentalis heißt, glaube ich, die eine besonders dicht gebaute Sorte) die herrlichsten Nistverstecke bietet.

Einige Eichen dürfen auch nicht fehlen, ebenso wenig Hainbuchen (Carpinus betulus), die das weisse Laub erst abwerfen, wenn im Frühjahr die neuen Blätter kommen wollen, also im Winter immerhin etwas Schutz gewähren. Apropos: ich glaube, Du hast einen trefflichen Gärtner mit forstmännlich gebildeten Ansichten über Durchforstung, und darüber, wie Bäume wachsen müssen, um gutes Nutzholz zu geben. Ist dem so, dann falle dem Wackeren bei Zeiten in den mordgierig ausgestreckten Arm. Unsere Vögel haben nämlich ganz andere Ansichten als die Holzhändler; zu unserem Kummer haben wir's erfahren. Aber wir sind durch Schaden klug geworden. Eine junge Fichtenpflanzung im Garten war so dicht geworden, daß man sie gründlich ausputzen mußte. Mein Mann zeichnete die Stämmchen selbst an, und da vielfach zwei Stämme aus einer Wurzel entsproßt waren, so ward natürlich gerade von diesen je einer zur Fortnahme bestimmt. Aber wie groß war unsere Betrübnis, als wir fast zwischen jedem Stämmchenpaar irgend ein neblisches Nestchen eingebaut fanden! So dicht hatten die Aeste geschüpft, daß man das Ungeheuer immer erst bemerkte, wenn es zu spät war. Also Vorsicht beim Durchforsten, und glaube nicht, daß in einem Baume kein Nest wäre, bloß weil Du keins darin siehst.

Nur Nadelhölzer als Schutz im Winter würden aber zu ernst und eintönig aussehen. Buxus arborescens (der große, baumartige Buchsbaum) bringt hier erwünschte Abwechslung; auch der gewöhnliche Liguster pflegt seine Blätter den Winter hindurch festzuhalten, und als Unterholz deckt uns die Mahonie den Boden.

Werde ich Dir auch nicht zu botanisch? Es fällt mir ein, daß ich so eigentlich nicht weiß, wie es mit Deinen Kenntnissen in dieser Richtung steht. Wollte ich jetzt ein Unglück anrichten, so würde ich sagen: Kaufe Dir das vortreffliche Buch des Weimariischen Hofgärtners Jäger: „Biergehölze“. Aber ich glaube, Du hast noch zu viel jugendliches Feuer in den Adern, noch zu großen Thätendurst im Busen, als daß man Dir dies gefährliche Werk in die Hände legen dürfte. Schon wieder muß ich mich hier als abschreckendes Beispiel hinstellen, — es ist recht unangenehm, aber was hilft's? Nächst den Dummheiten, die wir selber machen, lernen wir am meisten von denen unserer Freunde. Also! Es galt einen schönen Hintergrund zu schaffen für ein malerisches altes Gebäude, halb Schloß, halb Burg, das in weitgedehnten Wiesen so laß wie auf einem schönen Präsentir-Teller dalag. Und ich ging hin und kaufte mir Jäger's Biergehölze, desgleichen einen Bleistift und strich an. Und dann entwarf ich eine lange Liste. Es standen natürlich Sachen darauf, die beinahe kein Gärtner hatte, die auf die Berge gehörten, die unsere Nachfröste übel nahmen, — kurz, wunderschöne Sachen. Ein lieber Freund und großer Gärtner, dem ich meine Zukunftsiräume zeigte, meinte lächelnd mit gutmüthigem Spotte: „Das wird ja der reine botanische Garten!“ Das wäre mir nur um so lieber gewesen. Gut aber, daß es nicht dazu kam. Denn mein Mann ließ sich verständiger Weise nicht von der botanischen Leidenschaft anstecken und beharrte darauf, daß das Gros der Anpflanzungen aus gewöhnlichen, christlichen deutschen Sachen bestehen müsse. Manches Feinere ward hinzugenommen; ein paar heiß ersehnte Seltenheiten, als Tüpfelschen auf das i, wurden auch zugestanden. Und das Resultat? An die Seltenheiten haben wir mehrere Jahre viel Pflege verschwendet, viel Verdruß daran zum Dank geerntet, und zuletzt gingen sie doch ein. Von den besseren Sachen gedeihen die meisten, langweilen uns aber durch ihr, trotz des besten Bodens, langsames Wachsthum; — und die meiste Freude machen uns unsere misachteten Landsleute!

Hier möchte ich noch eine Bemerkung einschalten: Statt das langsame Wachsthum der Bäume und Sträucher zu bedenken, — der „Kreuzenjammer, der es schnell verräth“, gehört ja leider nicht hierher, — fängt so mancher zuerst nicht mit dem Pflanzen an, sondern mit dem Ausroden. Das sollte man nie thun, wenn man nicht eben in Bäumen erstickt! Der gewöhnlichste alte Baum ist eben doch ein alter Baum, und von unseren Vögeln, — ich habe mir eine arge Abweisung zu schulden kommen lassen, wirst Du denken, aber sie führt doch zu unserem Ausgangspunkte zurück, — von unseren Vögeln wollen eben einige Arten durchaus nur in alten und zwar hohlen Bäumen nisten; so die vielen Spechtarten mit ihrem schönen bunten Gefieder, der originelle Wendehals und andere. Wie habe ich mich noch im vergangenen Frühjahr an einer Plattmönch-Familie gefreut, die in einem hohlen Baum, unmittelbar am Wege und etwa dreiviertel Meter über der Erde, ihr Kinderstübchen hatte!

Hätten wir somit für die Bequemlichkeit des Quartiers gesorgt, so läme nun dessen Sicherheit an die Reihe, indem wir unsere Vogel-Colonie mit einer starrenden Schutzwehr von allerhand Dorngestrüpp umgeben. Viele hierher gehörige Pflanzen bieten zugleich in ihren Beeren den kleinen Vögeln willkommene Nahrung. Da sind

Schwarzdorn, Weißdorn, Feuerdorn, — kräftig gebaute, im Alter höchst malerische, bei uns heimische Arten. Dann machst Du der Schönheit eine Concession und mischst allerhand Roth- und Rosa-Dorn dazwischen, in dem die Nachtigallen gern concertiren; endlich pflanze an den äußersten Saum allerhand Platterosen (Rosa canina), namentlich jene bei uns wild vorkommende Art, bei der auch die Blätter den feinen herben Duft haben. Sie kommt auf jedem Boden fort und ist in ihrem Dornenkleide sehr wehrhaft. Brombeeren müssen sich natürlich auch dazwischen schlingen, je mehr desto besser; man hat neben den gefüllten und rosa blühenden noch eine sehr schöne Sorte mit geblühten Blättern.

Mit diesen Pflanzen hat sich zugleich ein Theil unseres Küchenzettels erledigt. Wir vervollständigen ihn noch etwa mit folgendem: Pfaffenbütchen (Spindelbaum Evonymus), Berberitze, Flieder (Sambucus nigra), Erbsenstrauch (Caragana); so ist der Tisch auf's Beste gedeckt, und wir dürfen auf zahlreichen Zuspruch hoffen.

Sind Fische im Bache, so wirst Du auf den Besuch des Eisvogels rechnen müssen. Der baut sein Nest in ein Wetzloch und bettet seine Jungen, — echte Räuberkinder, — auf die Gebeine der ermordeten Fische. Schlage einen Pfahl in des Baches Bett, so kannst du die Freude haben, den bildschönen Sünder, der solchen Platz liebt, darauf sitzen zu sehen in nachdenklicher Haltung. Er späht nach Fischen; es sieht aber aus, als dächte er über seine vielen verübten Missethaten nach.

Was die Tiefe der Pflanzung betrifft, so kann man darüber kaum bestimmte Vorschriften machen. Drei bis fünf Reihen Büsche ist wohl das wenigste; im übrigen wird es heißen: je mehr, desto besser! Ich möchte noch erwähnen, daß wir auch in einem Gebüsch von Jasmin und Syringen zahlreiche Singvögel, Nachtigallen und andere, haben; dies Gebüsch ist aber sehr dicht, da ein Weg unmittelbar daran entlang führt und es daher stets sehr scharf im Schnitt gehalten wird.

Vor einer Pflanze laß Dich warnen! Es ist dies die gewöhnliche Schneebere, das Unkraut unter den Büschen! Ihre zahllosen Ausläufer sind von zudringlichster Unausrottbarkeit, und wo sie steht, unterdrückt sie allmählig alle Nachbarn.

Bist Du bei dem Pflanzen zugegen, und hast Du nicht das ungewöhnliche Glück, einen

Engel vom Himmel zum Gärtner zu haben, so wolle darauf achten, daß nicht der gewöhnliche Fehler begangen und zu tief gepflanzt wird. Wenn selbst ein paar Würzelchen unbedeckt bleiben, so schadet das einer Pflanze lange nicht so viel, als wenn auch nur einem kleinen Theile des Stammes die Luft entzogen wird.

Fallen gegen vierfüßiges Raubgefindel wird der Gärtner gern aufstellen, macht er doch ein gutes Geschäft durch den Verkauf der oft kostbaren Pelze. Auch die Eichhörnchen, die arge Nesträuber sind, müssen ohne Gnade abgeschossen werden. Schwerer ist es, den gefiederten Räubern beizukommen; vollends, da man Vorurtheile bei den Leuten zu überwinden hat. Eulen, Käuzchen, Thurms Falken nähren sich fast nur von Mäusen, sind also längst nicht so gefährlich, wie Krähen und Elstern, die zahllose Nester zerstören. Dies ist viel zu wenig bekannt, und die Unschuldigen müssen für die Schuldigen leiden.

Und nun Glück zu Deinem Vogelheim! Möchte es einst aufs fröhlichste darin zwitschern und musizieren. Und wenn dann im Frühjahr das Nesterbauen beginnt, so vergiß nicht, daß viele der kleinen Vögel gar zartfüßig und schüchtern sind, daß sie nicht nur das angefangene Nest, nein auch die Eier, ja selbst die bereits ausgebrüteten Jungen verlassen, wenn ein Menschenkind täppisch seine Nähe verrieth, oder gar dessen Hand das Nest berührte. — Du weißt es ja: laß Deine Vögel machen, was sie wollen!

Nachdruck verboten.

Das wiedergefundene Paradies.

Legende von Gustav Johannes Krauß.

Der Sündenfall war geschehen, und der Engel mit dem feurigen Schwerte hatte das Menschenpaar aus dem Paradiese vertrieben, hinaus in die Wüste. Da sah die Aeltermutter, wie der Schweiß im mühseligen Ringen um des Lebens Nothdurft von der Stirn Adams troff. In ihrem Herzen loderte die Neugier auf wie ein verzehrender Brand, und sie entfloß. Durch Wald und Flur irrte sie, über Berg und Thal, und kam endlich an das Haus Gottes; dort drang sie ein und warf sich an seinem Thron in die Knie.

„Was willst Du, meine Tochter?“ fragte der Herr sie gütig.

„Herr!“ rief sie weinend und legte die Stirn auf die unterste Stufe des Thrones, „Du hast mich erschaffen, und Adam verlor durch mich das Paradies. So nimm mich wieder hinweg und gib ihm den Garten des Glückes zurück!“

„Eines giebt es, das ich nicht kann,“ sprach der Herr, „und dieses eine forderst Du, mein Kind. Geschehenes kann ich nicht hinwegjagen mit aller meiner Macht.“

„So muß ich bereuen in Ewigkeit,“ klagte Eva, „und Fluch ist das Erbtheil meines Geschlechtes. Gehäßt und verachtet werden meine Töchter sein, weil das Weib dem Manne das Paradies verlor!“

Da leuchtete Gottes Antlitz auf die Weinende nieder, wie eine tröstende Sonne. „Fürchte Dich nicht, Eva,“ sprach er zu ihr. „Nicht gehäßt, — geliebt und geehrt werden Deine Töchter sein von ihren Männern. Das Paradies, das die Menschheit verlor, muß jeder für sich voll heißer Sehnsucht suchen. Ich aber will es in das Herz des Weibes legen, das ich dem Manne bestimme. Dort wird er es finden. In Dein Herz lege ich das Paradies Adams.“

Da kam eine heilige Freude in Eva's Herz: die Weiberfreude, zu beglücken. Sie erhob sich, küßte Gottes Hand und eilte fliegenden Fußes durch Wald und Flur, über Berg und Thal, zurück zu Adam.

Und sie brachte ihm das Paradies.

Nachdruck verboten.

Der Erstgeborene.

In dem Bilde von C. Boepelberger. — Siehe Seite 164.

Der Erstgeborene! Welche Fülle von Stolz und Glück bringt ein solches kleines Wesen mit sich! — Die Mutter hatte immer gewünscht, das Erste möchte ein Knabe sein. Nicht ihrer wegen hegte sie diesen Wunsch; es wäre ihr sogar ein lieber Gedanke gewesen, an der Spitze einer zu erziehenden Kinderschar sich eine Helferin und vertrauteste Freundin in einer Tochter zu erziehen, aber sie glaubte, daß ihr Gatte einen Stammhalter zuerst sich erwählte. Der Gatte wiederum hätte zwar den Stammhalter nicht missen mögen, allein ihm wäre auch ein Töchterchen willkommen gewesen. Nun aber, da zuerst der Knabe erschien, bestrichelte ihn Meister Storch's Auswahl doch vollkommen, und so herrschte über dieses Factum zwischen den Eltern die reinste Harmonie der Ansichten; dies um so mehr, da bisher der Erstgeborene noch keine Nachfolge besaß und es galt, der Welt einen ruhmvollen, alten Familiennamen zu erhalten. — Allmählig war der kleine Bürschke zu einem beachtenswerthen, reizenden Menschenkinde von zwei Jahren herangewachsen, dessen anregende Gesellschaft sogar schon von dem männlichen Theil der Umgebung gewürdigt wurde. Vom Vater gar! Der war rein närrisch mit ihm. Wer würde es dem ernst, stolzen Patriarchen angesehen haben, daß er sich daheim wie ein ausgelassener Knabe mit seinem Erstgeborenen auf dem weichen Teppich umherrollen und dabei die Stimmen aller möglichen Hausthiere nachahmen konnte! Die sanfte Mutter aber nahm ihr Glück weniger ungeschäm hin. In den stillen Stunden, in denen sie allein mit dem Süßchen blieb, konnte sie sich ganz in den ruhigen Genuß der Gegenwart verjensen. Dann ließ sie wohl die fleißigen Hände rasten, beantwortete lächelnd, unermüdet die noch unvollkommen gesprochenen und immer von neuem gestellten Fragen des lebhaften Kleinen, und dazwischen schuf ihre Seele sich Zukunftsbilder, — aber ohne treibendes Verlangen, daß es heute schon anders sein möge, als es noch sei. O, sie weiß es wohl, jetzt ist die goldene Zeit! — Selbst Kind zu sein, das bildet den einen Höhepunkt des Lebens; jedoch, wie schön er ist, das fühlt man erst hinterher, — viel, viel später! Der zweite gipfelt darin: Noch einmal eine Jugend mit seinem Kinde verleben! Dann hat man Resignation für sich gelernt, aber dafür ein selbstloseres, ein mit Bewußtsein zu genießendes Glück eingetauscht.

Und die junge Mutter denkt: Möge der Herr uns unsern Sonnenschein erhalten und die Minuten langsam rinnen lassen, mir und allen Rüstern auf der weiten Erde, die wir schon um jener Glanzpunkte willen mit Recht ‚die schöne‘ nennen.

J. B.



Antworten.

Anna C., St. Völlen. — Es ist ein mißliches Ding, Geschichten schreiben zu wollen, deren Handlung in einem fremden Boden wurzelt; meist werden es an einem Naturstrauch beschaltete Papierblumen, die in der Nähe betrachtet ihre künstliche Herkunft nicht verleugnen können. Diesen Eindruck empfängt man auch von den „Norwegischen Novellen“ von Margarethe Marie von Deryen (Jena, Hermann Costenoble), die übrigens mit Talent geschrieben sind.